

ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2014



ALLENSTEINER HEIMAT BRIEF

1948

Nr. 257

2014

Inhalt

Vorwort	3
Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Gelsenkirchen	4
Politische Geschichte des Fürstbistums Ermland	5
Spätsommer	10
Tannenberg – August 1914	11
Hindenburg wird Ehrenbürger von Allenstein	17
Das Tannenberg-Nationaldenkmal	19
Wo Hindenburgs Gegner lag	22
Tannenberg – gewonnen oder verloren?	22
Abschied von Hindenburg im Tannenbergdenkmal am 7. August 1934	24
Fluchtbericht des Lehrers Franz Moritz aus Deuthen	26
Ein geretteter Abend	31
Vom Mythos Ostpreußen ins heutige Polen – auf den Spuren meiner Mutter	36
Lautlose Reise	51
Das Volk der Prusai	52
Klogschieter	56
Der Protestwähler	57

Berichte aus Allenstein	59
-------------------------	----

Leserbriefe	62
-------------	----

Aus unserer Allensteiner Familie	71
Wir gratulieren	71
Wir gedenken	73
Verschiedenes	76
Programm 59. Jahrestreffen	76
Ostheim in Bad Pyrmont	77
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	78
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	79
Hinweise der Redaktion	80
Vordruck für Anzeigen	81
Bücherecke	83
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	88

Titelbild: Das Hohe Tor, Aquarell von Gudrun Jakubeit
 Vordere Innenseite: Das Hohe Tor von der Oberstraße
 Hintere Innenseite: Der Marktplatz
 Rückseite: Abendstimmung am Okullsee
 Fotos: Christel Becker

**Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,**

vor hundert Jahren, im August 1914, war Ostpreußen schon einmal in der Gefahr, eingenommen und besetzt zu werden. Russische Truppen, den deutschen zahlenmäßig weit überlegen, überschritten nach Beginn des Krieges die deutsche Grenze. Nur der Entschlossenheit und dem taktischen Geschick der deutschen militärischen Führung und ihres Oberbefehlshabers von Hindenburg war es zu verdanken, dass die überlegenen russischen Kräfte besiegt und über die Grenze zurückgedrängt werden konnten. Kein Wunder, dass von Hindenburg als „Retter Ostpreußens“ gefeiert und mit Ehrungen, so auch der Ehrenbürgerwürde der Stadt Allenstein, überhäuft wurde.

Zur Erinnerung an diesen Sieg wurde das Tannenbergdenkmal errichtet, in dem der 20 Jahre später als Reichspräsident verstorbene Paul von Hindenburg und seine Ehefrau feierlich beigesetzt wurden.

Über das Tannenbergdenkmal ist – wie über manches andere in Ostpreußen – die Geschichte hinweggegangen. Spuren sind kaum noch zu entdecken. Wir erinnern daran, weil es für die Bewohner Ostpreußens eine besondere Bedeutung hatte. War es doch – neben aller mythologisierenden Darstellung – auch ein wichtiges Symbol, trotz der Abtrennung durch den polnischen Korridor ein fester Bestandteil Deutschlands zu sein.

Dem Mythos Ostpreußen ist auch eine junge Frau auf den Spuren ihrer Mutter nachgegangen. Ihr Bericht über das heutige Ostpreußen zeigt, dass unsere Erinnerung an die Schönheit unserer Heimat nicht nur nostalgisch geprägt, sondern auch heute noch Realität ist. Es wird Ihnen sicher Freude machen, sie auf ihrer Reise zu begleiten.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich eine schöne und erholsame Sommerzeit und freue mich auf ein Wiedersehen bei unserem nächsten Jahrestreffen in Gelsenkirchen, diesmal im Oktober.

Ihr

Gottfried Hufenbach



Liebe Leserin,
lieber Leser,

„Heimat“ gehört zu den Wörtern der deutschen Sprache, für die es in vielen anderen Sprachen keine wirklich treffende Entsprechung gibt. Schon das Umschreiben in der eigenen Sprache fällt ja schwer. Denn Heimat ist mehr als bloß die Herkunft; es ist etwas ganz und gar anderes als das Vaterland; aber auch über den Begriff des Zuhauses geht es noch etwas hinaus.

Was also ist das nun – Heimat? Ich würde sagen: Es ist vor allem ein Ort, der einem vertraut ist; an dem Erinnerungen hängen. Nicht ausschließlich positive, aber ganz sicher Erinnerungen an Momente, die sich im weiteren Lebensweg als prägend erwiesen haben. Heimat kann eine Landschaft sein oder eine

Stadt, sie kann aber auch durch Sprache vermittelt werden. Und ohne andere Menschen ist sie nicht zu denken. Ohne die Menschen, mit denen wir zusammenleben oder gelebt haben.

Das Schöne am Begriff der „Heimat“ ist: Jeder kann selbst entscheiden, wo er sich heimisch fühlt. Das kann an mehr als einem Ort sein. Wichtig ist allerdings, dass wir – egal wo wir uns gerade aufhalten – den Ort, an dem wir jetzt leben, zu einer guten Heimat machen und dort unser Miteinander gut gestalten. Dass wir dort Rücksicht aufeinander nehmen, gerade auch gegenüber zugewanderten Kindern, Frauen und Männern – damit auch sie sich heimisch fühlen können!

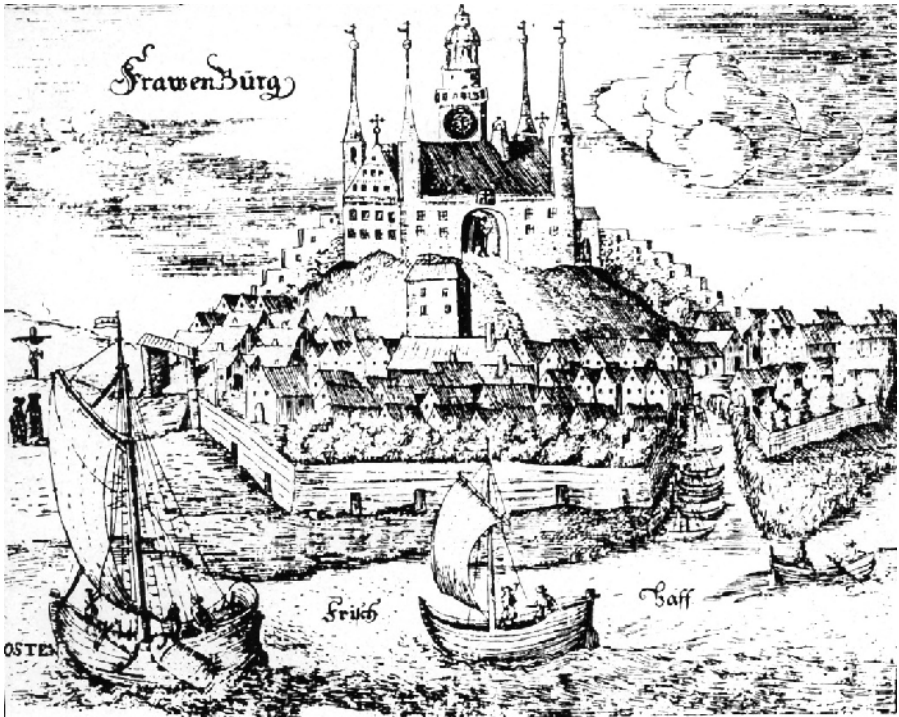


Frank Baranowski
Oberbürgermeister

Politische Geschichte des Fürstbistums Ermland

Aus „160 Jahre preußisches Ermland“, 1932 erschienene Gedenkschrift

Von H. Schmauch (Schluss)



Aber obgleich seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die Landesherren des Fürstbistums, die Bischöfe ausnahmslos und die Domherren in weit überwiegender Zahl polnischer Nationalität waren, hören wir fast nirgends von einer bewussten und gewollten Polonisierung des Landes; nur einer der polnischen Bischöfe des Ermlandes, Graf Johann Stanislaus Sbaski (1688-1698), hat (allerdings vergeblich) den „gewaltsamen Versuch“ unternommen, „eine Nation

in ihren Sitten und Rechten zu kränken und ihr fremde Regierungsformen aufzudringen“ – so äußert sich der sehr vorsichtige Eichhorn. Andererseits sind freilich im Gefolge des polnischen Prälaten öfter Verwandte und polnische Hofbeamte ins Ermland gekommen, hier vielfach mit Gütern belehnt und so sesshaft geworden; das erleichterte die Polonisierung des (allerdings zahlenmäßig geringen) ermländischen Landadels. So kam es im Laufe der Zeiten dahin, dass die Ober-

schicht im Fürstbistum nahezu ausnahmslos polnischer Nationalität war. Die breite Masse des Volkes aber bewahrte – abgesehen vom Süden des Landes, wo besondere Verhältnisse schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine starke Überfremdung mit sich gebracht hatten – durchaus ihr Deutschtum. Deutsche Sprache und deutsche Art, deutsches Recht und deutsche Selbstverwaltung erhielten sich nahezu unberührt. Der geschlossene deutsche Bauernstand und, auf ihn gestützt, das deutsche Bürgertum seiner Städte hat diesem Ländchen durch die Jahrhunderte der Fremdherrschaft seine deutsche Nationalität erhalten.

Mit dem Abschluss des Reiterkrieges (1525) war dem Fürstbistum ein Jahrhundert des Friedens beschert, das einen vorzüglichen Wiederaufbau des Landes ermöglichte. Nur gelegentlich wurde diese verdienstvolle Friedensarbeit gestört. So erschien im September 1577 eine Kriegsflotte Danzigs, das damals in offenem Kampfe mit König Stephan Bathory lag, vor der ermländischen Haffküste und erpresste von der Stadt Braunsberg und dem Frauenburger Domkapitel größere Geldbeträge. Und zu Beginn des 17. Jahrhunderts fügten die Durchzüge und Inquartierungen der polnischen Konföderaten dem Lande manchen Schaden zu. Aber erst die kriegerischen Verwicklungen zwischen dem polnischen Königshause und Schweden trugen die Kriegsfurie mit all ihren Schrecken wiederum ins Ermland. Als der Schwedenkönig Gustav Adolf, dessen Ziel die Aufrichtung einer schwedischen Vormachtstellung im Ostseegebiet war, im polnischen Livland siegreich vordrang

(seit 1617), da befürchtete man alsbald auch in Polnisch-Preußen seinen Einfall und traf Vorkehrungen zur Abwehr. Doch war dadurch der Siegeszug seiner kampferprobten Truppen nicht aufzuhalten. Am 6. Juli 1626 besetzten sie den Hafen von Pillau und eroberten von hier aus in raschem Zuge das polnische Küstengebiet am Frischen Haff bis zur unteren Weichsel hin. Das Fürstbistum Ermland, dessen Oberhaupt, der polnische Königssohn Johann Albert (1621-1633), in Warschau saß und sein Land durch den Weihbischof Michael Dzialinski verwalten ließ, ward zuerst heimgesucht. Schon am 10. Juli erschien Gustav Adolf vor Braunsberg, raubte und brannte die Umgegend aus, so dass die nur mit schwachen Streitkräften besetzte Stadt sich alsbald ergab. Tags darauf fiel die Domburg Frauenburg in seine Hände und wurde entgegen der königlichen Zusage in schlimmster Weise ausgeplündert. In raschem Siegeszug drang Gustav Adolf südwärts vor und besetzte Mehlsack, Wormditt und Guttstadt; erst das feste Allenstein bot seinem Vormarsch Halt. Nach des Königs Rückkehr in seine Heimat erschien endlich im November ein polnisches Heer und gewann das mittlere Ermland zurück; aber schon im Herbst des folgenden Jahres ging dieses Gebiet bei einem erneuten Vordringen des Schwedenkönigs wiederum verloren. Erst auf Grund des Waffenstillstandes, der am 26. September 1629 zu Altmark (Kr. Stuhm) auf sechs Jahre abgeschlossen wurde, räumten die Schweden das Fürstbistum bis auf die wichtige Hafenstadt Braunsberg, die noch bis zum Stuhmsdorfer Friedensvertrag (12. September 1635) in

der Gewalt Schwedens blieb. Diese Schwedenzeit brachte viel Unheil über das nördliche und mittlere Ermland. Zahlreiche Plünderungen, schwere Verheerungen und hohe Kriegskontributionen suchten das unglückliche Land heim. Was den fremden Eroberern in Kirchen und Schlössern, in Bibliotheken und Archiven wertvoll erschien, ward haufenweise nach Schweden geschleppt. Noch heute findet man ermländische Aktenstücke und Bücher, ja selbst Grabdenkmäler drüben in Schweden. (Andere Archivalien kamen später von dort aus nach Königsberg und in polnische Bibliotheken.) Wo man konnte, vertrieb man die katholische Geistlichkeit, vor allem die Jesuiten, deren Braunsberger Erziehungsanstalten dem Schwedenkönig ganz besonders ein Dorn im Auge waren; überall versuchte man auf jede Weise (freilich erfolglos) der lutherischen Lehre Eingang zu verschaffen.

Kaum ein Menschenalter später drohte dem Fürstbistum beim Ausbruch des 2. schwedisch-polnischen Krieges (1655-1660) von neuem die Besetzung durch schwedische Truppen. Als bei ihrem Anmarsch der Große Kurfürst, der zum Schutze seines Herzogtums Preußen – dies war seit 1618 mit Kurbrandenburg vereinigt – hier ein Heer zusammengezogen hatte, Ende September 1655 auch ins Ermland einrückte, wurde er mit Freuden als Retter begrüßt. Auf Betreiben des ermländischen Bischofs Wenzeslaus Leszczyński (1644-1659) schloss ganz Polnisch-Preußen mit ihm ein förmliches Verteidigungsbündnis. Trotzdem aber räumte Kurfürst Friedrich Wilhelm wenige Wochen später beim Anmarsch der Schweden die

von seinen Truppen besetzten Städte Braunsberg, Wormditt, Guttstadt und Allenstein, so dass König Karl Gustav das Fürstbistum zum größten Teil in seine Gewalt bringen konnte. Dieses sonderbare Verhalten erklärt sich daraus, dass der Kurfürst bereits am 9. August in einem Geheimvertrag zu Rogasen dem Schwedenkönig seine Neutralität gegen Übereignung des Fürstbistums Ermland zugesichert hatte. Friedrich Wilhelm trieb also ein doppeltes Spiel, und sein öffentliches Verteidigungsbündnis mit Polnisch-Preußen sollte wahrscheinlich nur ein Druckmittel gegen Schweden sein, um günstigere Bedingungen herauszuholen. In der Tat bewilligte ihm der Schwedenkönig in dem Bündnisvertrag, der am 17. Januar 1656 zu Königsberg zwischen beiden Mächten zustande kam, auch das Gebiet von Braunsberg, dessen Besitz er ihm in den früheren Verhandlungen und Abmachungen hartnäckig verweigert hatte; Schweden behielt jetzt nur den Küstenstrich um Frauenburg. Mit dieser einen Ausnahme aber sollte das ganze Fürstbistum seine bisherige Selbstständigkeit einbüßen und als weltliches Herzogtum unter schwedischer Lehnshoheit in den Besitz des Hauses Hohenzollern übergehen, dem auch das damals übliche Recht zur Einführung der Reformation ausdrücklich zugestanden wurde. Bald darauf ergriff der Große Kurfürst tatsächlich Besitz vom Ermland, dessen Verwaltung er dem Grafen Fabian von Dohna als Statthalter übertrug. Die Stände des Fürstbistums mussten ihrem neuen Landesherrn am 14. Februar 1656 auf dem Landtag zu Heilsberg feierlich die Erbhuldigung versprechen.

Aus persönlichen Rücksichten beließ der Kurfürst indessen dem derzeitigen Bischof (und ähnlich auch den im Lande gebliebenen Domherren) auf Lebenszeit seine Residenz und seine Einkünfte. Aber nicht lange blieb das Ermland kurbrandenburgisches Herzogtum, für das der Schwedenkönig im November 1656 zu Labiau sogar auf die Lehnshoheit verzichtet hatte. Als sich seit dem Frühjahr 1657 die politische Lage mehr und mehr zugunsten Polens änderte, näherte sich auch der Große Kurfürst wieder dem Polenkönig und schloss mit ihm dank der geschickten Vermittlung des ermländischen Bischofs am 19. September den Wehlauer Vertrag. Gegen die Anerkennung der vollen Souveränität des Herzogtums Preußen verzichtete Friedrich Wilhelm auf das Fürstbistum Ermland, das so im vollen Umfang und mit der gleichen Rechtsstellung wie vor dem Schwedenkriege wiederhergestellt wurde. Freilich vergingen auch nach dem endgültigen Frieden von Oliva (1660) noch mehrere Jahre, bis die alte Ordnung im Lande restlos wieder aufgerichtet war. Die Schweden hatten das Frauenburger Gebiet bereits im Frühjahr 1658 verlassen. Aber erst im Oktober 1663 räumte die brandenburgische Garnison (800 Mann stark) endlich Braunsberg. Jahrelang hatten Einquartierungen und Durchzüge der verschiedensten Truppenteile (Brandenburger, Schweden, Polen, österreichische Hilfsvölker), dazu sehr erhebliche Kontributionen auf dem Ermlande gelastet und es dem gänzlichen Ruin nahegebracht.

Die Verbindung des Fürstbistums mit Polen hatte ihm diesmal seine Selbstständigkeit erhalten, brachte aber um

die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert neues Unheil über das Land. Schon anlässlich der Thronstreitigkeiten beim Regierungsantritt des Königs August II. – er war Kurfürst von Sachsen und trat infolge seiner Erhebung auf den polnischen Königsthron (1697) zum Katholizismus über – besetzten sächsische Truppen für längere Zeit das Ermland. Weit schlimmer erging es ihm in den Wirren des Nordischen Krieges (1700-1721), den August II. gegen den jungen Schwedenkönig Karl XII. heraufbeschworen hatte. Zwar blieb das Fürstbistum von den eigentlichen Kämpfen verschont. Aber in schlimmer Weise hausten die Truppen beider Parteien, die hier wiederholt Winterquartier bezogen, im Lande. Schon im August 1701 rückten sächsisch-polnische Regimenter, vor den siegreichen Schweden aus Livland fliehend, ins Ermland ein. In den Wintern 1702 und 1703 lagerten sie hier mehrere Monate lang. Nach der Einnahme von Thorn, das August II. zu einem Hauptwaffenplatz ausgebaut hatte, besetzten brandenburgische Truppen im Oktober 1703 einzelne Plätze des Ermlandes, zogen aber beim Anmarsch der Schweden wieder ab. Ende Dezember hielt der siegreiche Schwedenkönig selbst mit 7000 Mann seinen Einzug ins Fürstbistum und schlug im bischöflichen Schloss zu Heilsberg seine Residenz auf. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde auf zahllosen Leiterwagen nach Braunsberg und von dort nach Schweden geschafft. Die Unterhaltung des schwedischen Hofstaates und Heeres belastete das Fürstbistum in furchtbarster Weise. Plünderungen, Erpressungen und Brandstiftungen begleiteten die Einzie-

hung der ins ungeheuerliche gestiegenen Steuerforderungen der Feinde. Dabei tat sich der schwedische General Langerkrona, dieser „berüchtigte Brandstifter“, besonders hervor. Noch nach Generationen galt der Name der Schweden als Kinderschreck im Ermland. Erst im Juni 1704 verließ Karl XII. das bedauernswerte Land; aber auch fernerhin blieb eine schwedische Besatzung im Fürstbistum, das zum Unterhalt des schwedischen Heeres noch jahrelang hohe Kriegskontributionen aufbringen musste. Bischof Zaluski (1698-1711), zugleich Reichskanzler Polens, war seinem König nach Sachsen gefolgt, ward hier aber infolge schwerer Verleumdungen gefangen gesetzt (September 1705), wochenlang in strenger Haft gehalten und schließlich als Gefangener nach Italien gebracht. Erst zu Neujahr 1707 erhielt er vom Papst seine Freiheit wieder und kehrte im August in sein Fürstbistum zurück. Immer noch saßen die Schweden im Lande. Dazu kamen öfter Durchzüge polnischer Truppen. Als die Schweden dann nach der vernichtenden Niederlage bei Pultawa (Juli 1709) endlich das bis aufs Blut ausgesogene Land verließen, raffte die Pest 1709/10 mehr als 12 000 Menschen hinweg. Und trotzdem erhielt das Fürstbistum noch bis 1717 gelegentlich Einquartierung durch polnisch-sächsische Truppen und russische Hilfsvölker. Unermesslich war der Schaden, und Jahrzehnte hat es gedauert, bis das Ermland sich einigermaßen von diesen fürchterlichen Verheerungen des Nordischen Krieges erholte. Bei den Verhandlungen, die gegen Ende des Krieges einsetzten, spielte auch die politische Selbstständigkeit des Fürstbistums

wieder eine Rolle. Um den Friedensschluss zwischen Schweden und Russland zu hintertreiben, suchte England im Jahre 1720 eine Mächtegruppierung gegen den Zaren Peter den Großen zustande zu bringen. Als Köder stellte man dabei dem preußischen König Friedrich Wilhelm I. die Erwerbung des Ermlandes in Aussicht. Doch ging dieser auf die englischen Vorschläge nicht ein, sondern ließ sogar den ermländischen Bischof Theodor Potocki (1711-1723) davon in Kenntnis setzen, der nun jene Pläne zu vereiteln wusste. Auch sonst waren die Beziehungen des Fürstbistums zum Königreich Preußen gut nachbarlich, wenn man von gelegentlichen Übergriffen der preußischen Soldatenwerber absieht, die auch im Ermland häufig gut gewachsene Leute zum Militärdienst entführten.

Noch mehr als 50 Jahre blieb dem Ermland seine Selbstständigkeit erhalten; aber, der Krone Polen unterstellt, bekam es alle Todeszuckungen des sterbenden polnischen Staates empfindlich zu spüren. In den Streitigkeiten, die beim Regierungsantritt König Augusts III. (1733) ausbrachen, versuchte das Ermland vergeblich, sich neutral zu halten. Das übrige Polnisch-Preußen, das sich zugunsten des Gegenkandidaten Stanislaus Leszczyński zu einer Konföderation zusammengeschlossen hatte, schickte im Frühjahr 1734 einen Heerhaufen ins Ermland, und es bedurfte der größten Anstrengungen seitens des Bischofs Andreas Christoph Szembek (1724-1740), um diese plündernden Scharen wieder aus dem Lande herauszubekommen. Die Einquartierung der auf Seiten Augusts III. kämpfenden russischen Truppen aber konnte man nicht verhindern; erst im

Laufe des Jahre 1736 wurde das Ermland diese Besatzung los, deren Unterhalt neben manchen Übergriffen der rohen Soldateska das Land empfindlich in Mitleidenschaft gezogen hatte. Zwei Jahrzehnte später brachte der Siebenjährige Krieg (1756-1763) neue Belastungen. Zwar war das Ermland wie ganz Polen als neutrales Gebiet am Kriege selbst nicht beteiligt, aber die Besetzung Ostpreußens durch die Russen (1758-1762) brachte namentlich zu Anfang wiederholte Durchzüge russischer Regimenter mit den üblichen Plünderereien und Räubereien. Und in den Wintern 1760-1762 musste das Fürstbistum sich sogar oft russische Einquartierungen gefallen lassen. So hatte auch das Ermland teil an den Leiden des Krieges, bis 1762 der Friedensschluss zwischen Friedrich d. Gr.

und Russland die Ruhe wiederherstellte. Der Siebenjährige Krieg hatte dem Staate Friedrichs d. Gr. die Anerkennung als europäische Großmacht gebracht. Das zeigte sich sofort, als Russland bald darauf sich ganz Polen einverleiben wollte. Der Preußenkönig forderte und erhielt seinen Anteil an der Beute. Damals kam – es war die erste Teilung Polens – neben dem westlichen Teil des alten Preußenlandes auch das Fürstbistum Ermland unter die Herrschaft des Königreichs Preußen. Am 13. September 1772 begann die Besitzergreifung des Ermlandes durch die Abgesandten Friedrichs des Großen. Damit hörte die staatsrechtliche Selbstständigkeit dieses geistlichen Kleinstaates auf, der mehr als 500 Jahre ein politisches Eigenleben geführt hatte.

Spätsommer

Ich gehe still entlang das Stoppelfeld,
die Grillen singen und die wilden Bienen,
Spätsommerglut vergoldet meine Welt,
und stark und süßlich duften die Lupinen.

Das Storchennest am nahen Nachbarhaus
steht leer und ledig schon seit gestern Morgen,
kein Kind geht ährenlesend mehr hinaus,
die allerletzten Garben sind geborgen.

Zum letzten Mal mit dunkelblauem Blick
sieht noch der Sommer her von unserm Strande –
und meine alte Sehnsucht kehrt zurück,
als blühten Rosen noch im ganzen Lande.

Agnes Miegel

Tannenberg – August 1914

Von Friedrich Daum

Die Ausgangslage war klar: Sollte es zwischen den Bündnispartnern Deutschland/Österreich und Russland/Frankreich zu einem Krieg kommen, bräuchten die russischen 50 Armee-Korps nur westlich von Warschau aufzumarschieren, in 10 Tagesmärschen wären sie in Berlin und der Krieg gewonnen. So einfach ist das. Ja, so einfach aber nur, wenn die Deutschen die Verkehrsregelung übernahmen. Nun, Spaß beiseite. Bevor die russische Dampfwalze sich gen Berlin in Bewegung setzen konnte, musste erst im Norden die ostpreußische Flanken-Bedrohung beseitigt werden. Dazu war es notwendig zu wissen, wo die deutschen 25 Armee-Korps aufmarschieren werden.

Zu diesem Zweck hatten die Russen schon im Frieden an den vier Oder-Neiße-Brücken Spione angekauft, die die Militärzüge und ihre Richtung zu beobachten und zu melden hatten. So wussten die Russen bereits etwa ab dem 10. Mobilmachungstag, dass alle Züge nur nach Westen, keiner nach Osten rollten. Die Truppen aus Pommern, Posen und Schlesien wurden alle gen Frankreich gefahren, im Osten verblieben nur das I. (Königsberg), das XVII. (Danzig) und das XX. Korps (Allenstein).

Der russische Plan war nun einfach. Man greift zuerst von Osten an und wenn beide Parteien sich so richtig verkeilt haben, marschiert man westlich dahinter von Süden nach Norden und macht den Sack dicht. In Petersburg wurden schon hohe Wetten abgeschlossen, wessen Regiment als

erstes in Berlin einmarschieren würde.

Die Deutschen, eingedenk der Regel ihres Clausewitz, stets das Ungünstigste anzunehmen, folgerten genauso. Aber sie wussten auch, dass die Russen gut 14 Tage benötigten, um im Osten, also vor Gumbinnen, eine kampfstärke Armee zu versammeln. Im Süden, unterhalb von Masuren, waren Bahnlinien und Verlade-Rampen so spärlich, dass sie 3 Wochen dazu brauchten.

Andererseits hatten die Russen ihren Mobilmachungsplan so durchorganisiert, dass sie neben der aktiven Truppe gleichzeitig noch einmal halb so viele Reserve-Korps mobilisieren konnten. Damit hatten sie im Osten neben den 3 aktiven AKs noch das I. Res.-Korps und die 3. Res.-Div. zur Verfügung. Mit diesem Aufgebot glaubte man, dem überlegenen Gegner, getrennt durch die großen masurischen Seen und zeitlich nacheinander, entgegentreten zu können.

17. August Als dann wie vorausgesehen am 17. August die russische I. Armee mit 4 Armeekorps und 5 Kavallerie-Divisionen die deutsche Ostgrenze überschritt, blies der deutsche Kommandierende General sein I. AK sofort zum Gegenangriff nach dem Motto: „In meiner Heimat haben Feinde nichts zu suchen!“ Doch dieser Sofort-Angriff war befehlswidrig, denn der Plan sah vor, den Gegner tiefer ins Land zu lassen, um ihn nicht nur frontal, sondern dreiseitig in die Zange nehmen und vernichten zu können.

An sich war dieses Gefecht ein Erfolg. Denn die Deutschen besaßen neben der schnellen Mobilmachung von Reserve-Korps noch eine weitere Überraschung. Die schwere Artillerie, damals noch Fußartillerie genannt, war bis dahin nur für stationären Kampf vor bzw. in Festungen gedacht. Nun hatte man sie marschfähig gemacht, indem man Rohr und Lafette getrennt transportierte. Sie konnte die Russen mit Geschossen aller Kaliber eindecken, so dass es der Infanterie gelang, die Eindringlinge nicht nur zu stoppen, sondern zurückzutreiben. Der Armeeführung hatte der Komm. General diese Aktion verschwiegen, sie war erst durch die überhöhte Munitions-Nachforderung aufmerksam geworden, und befahl dem siegesstolzen I. Korps unverzüglich, den Angriff abzubrechen, das Kampffeld zu räumen und ca. 50 km weiter rückwärts Aufstellung zu nehmen.

Auf russischer Seite hatte dieses „Gefecht bei Stallupönen“ eine zwiespältige Auswirkung. Der Fronttruppe hatten die Deutschen einen Heiden-Respekt eingejagt, den oberen Stäben aber die Siegesgewissheit gestärkt. Hatten doch die Deutschen das Schlachtfeld verlassen, und das machten nach alter Sitte nur die Verlierer. Also wurde befohlen, den Vormarsch sofort wieder aufzunehmen.

20. August Jetzt glaubte die deutsche Führung den Gegner so weit eingedrungen, um ihn von drei Seiten packen zu können. Das I. AK von Nord, das XVII. AK frontal und das I. Res.-Korps von Süd. Wieder lief der Angriff erfolgreich, wenn wir von der Mitte absehen. Aber das

schadete nichts, den Erfolg sollten ja die beiden Flügelzangen bringen. So lief alles gut bei der „Schlacht von Gumbinnen“, und so hatte man es auch nach Koblenz ins große Hauptquartier gemeldet.

Dennoch, der einzige Unzufriedene war der Oberbefehlshaber dieser 8. Armee. Er sorgte sich um seine Südflanke beiderseits Ortelsburg. Zwar wachte dort sein XX. AK, doch vom Feind war nichts zu hören und zu sehen. Zwar wusste er von Spionen, dass dort 5 AKs und 3 Kav.-Div. stecken mussten, doch ihnen war strikt befohlen, nur nachts zu marschieren, tagsüber keine Pferde zu weiden, kein Feuer zu machen und sich in den Wäldern versteckt zu halten.

Aber nun, gegen 18.30 Uhr meldete das XX. AK, dass eine zweite russische Armee mit einer Stärke von 4 bis 5 AKs die Südgrenze überschritten habe. Das hieß, dass diese Armee schneller in Danzig sein und den Sack schließen als die bei Gumbinnen siegreichen Truppen zurückmarschieren könnten. Also befahl er: Das Ganze Halt, vom Gegner lösen und sammeln zwecks Rückmarsch hinter die Weichsel. Im großen Hauptquartier Koblenz war man entsetzt, verbot den Rückmarsch und löste den Oberbefehlshaber ab. Zum neuen OB wurde Paul von Hindenburg, zu seinem Stabschef Erich Ludendorff ernannt.

Doch was passierte bei Gumbinnen? Nun, das gleiche wie drei Tage vorher bei Stallupönen. Wieder hatten die Russen gewaltige Schläge einstecken müssen und wieder waren die Deutschen verschwunden. Das war unheimlich und machte unsicher. Doch die Führung glaubte wieder an

Sieg, hatten ihre Truppen doch wieder das Schlachtfeld behauptet. Dennoch, sie drängte nicht vorwärts, denn sie befürchtete, dass die Deutschen sich schneller hinter die Weichsel zurückziehen als ihre 2. Armee sie abfangen könnten. Stattdessen wurde die von Süden kommende Armee zu höchster Eile angetrieben.

21. – 22. August Ludendorff, der neu ernannte Chef des Stabes, musste erst mit dem Kraftwagen aus Belgien geholt werden, erhielt in Koblenz eine kurze Einweisung und bestieg den schon bereitgestellten Sonderzug via Hannover nach Marienburg. Dort in Hannover verbrachte Hindenburg schon seit drei Jahren seinen Ruhestand und stellte fest, was wohl alle Pensionäre an sich beobachtet haben, die eingemottete Uniform passte nicht mehr. Schnell musste noch ein Schneider gefunden werden, um nach Mitternacht vom 22. zum 23. dem Sonderzug zusteigen zu können.

23. August Am frühen Nachmittag treffen beide in Marienburg ein. Die erste Lagebesprechung beginnt frostig. Die Stabsoffiziere dort fühlen sich unschuldig, sie haben den Rückzug nicht gewollt. Die beiden neuen Herren aber meinen, ihnen erst einmal frischen Wind unter die Litewka blasen zu müssen.

Am Kartentisch trägt Oberstleutnant Max Hoffmann vor: Es ist gelungen, sich vom Feind zu lösen. Das I. AK rastet bei Königsberg, um per Bahn nach Deutsch-Eylau gerollt zu werden, das XVII. und I. Res.-Korps rasten bei Bartenstein, die 3. Res.-Div. befindet sich im Bahntransport nach Allenstein. Das im Süden stehende

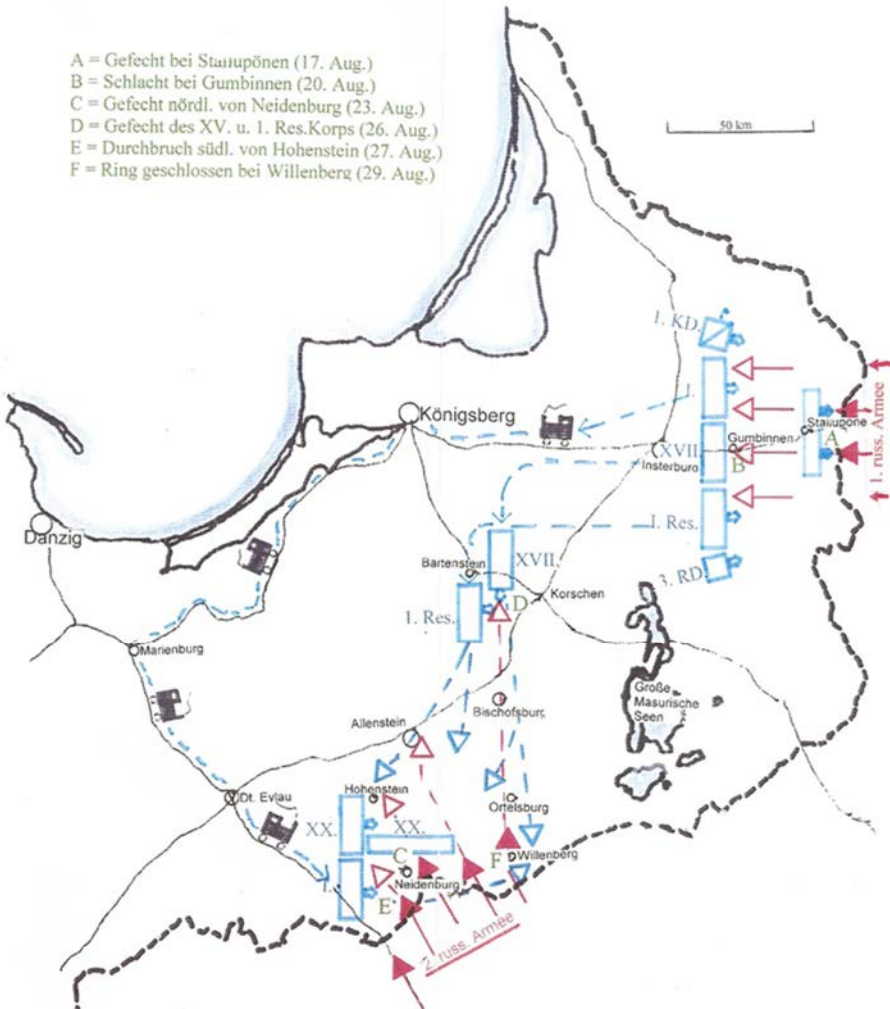
XX. AK liegt z. Zt. im schweren Abwehrkampf nördlich von Neidenburg. Ausgang noch nicht bekannt. Hindenburg und Ludendorff gefällt der Vortrag sowohl nach Form wie auch nach Inhalt. Aus dieser Ausgangslage lässt sich was machen, und diese drei Männer werden für die nächsten zwei Jahre zu einem idealen Führungstriumvirat zusammenwachsen. Vorerst wird beschlossen, am nächsten Tag zu General Scholz, dem Kommandierenden des XX. Korps zu fahren.

24. August Gegen Mittag trifft man dort ein und erfährt: die Gruppe habe sich gut geschlagen. Einbrüche konnten überall bereinigt werden, aber auch die eigenen Verluste seien nicht klein. Daher beabsichtige Gen. Scholz, eine neue rückwärtige Stellung zu beziehen, um den Gegner zum zeitraubenden Stellungswechsel und Neu-Aufmarsch zu zwingen und der eigenen Truppe eine Verschnaufpause zu geben. Grundsätzlich wird dem zugestimmt, aber befohlen, Mitte und linken Flügel ganz zurück und eine neue Front nicht nach Süden, sondern nach Osten aufzubauen. Dies wäre kein weiterer Rückzug, sondern eine neue Bereitstellung. Des Weiteren bringt die Bahn das I. AK von Königsberg an den rechten Flügel, und südlich von Bartenstein rastet das XVII. und I. Res.-Korps. General Scholz und seinen geschulten Mitarbeitern beginnt etwas zu dämmern. Die neuen Führer sind keine Rückzugsstrategen, sondern bringen neue Ideen, unsere Heimat vom Feind zu befreien. Ein Stimmungsumschwung geht durch die Armee.

Tannenberg

August 1914

- A = Gefecht bei Stauropönen (17. Aug.)
- B = Schlacht bei Gumbinnen (20. Aug.)
- C = Gefecht nördl. von Neidenburg (23. Aug.)
- D = Gefecht des XV. u. I. Res.Korps (26. Aug.)
- E = Durchbruch südl. von Hohenstein (27. Aug.)
- F = Ring geschlossen bei Willenberg (29. Aug.)



Am Abend wird dann der neue Armeebefehl formuliert (hier vereinfacht wiedergegeben):

Am Morgen des 26.8. treten das XVII. und I. Res.-Korps nach Süden an, suchen und werfen den Gegner zurück, erreichen mit dem linken Flügel Willenberg und mit dem rechten Hohenstein. Das I. AK durchbricht die linke Flanke des Gegners vor Neidenburg und erreicht ebenfalls Willenberg. Die Kavallerie-Division verschleiert diesen Süd-Abmarsch.

25. August An diesem Tag fangen die Horchstationen in Cranz und Thorn offene russische Funkprüche auf, aus denen die deutsche Führung Absicht und Marschziel der einzelnen russischen Armeen und Korps erkennt. Ludendorff will die Meldungen zerreißen, er hält das Ganze für eine Täuschung, so dumm kann doch keiner sein und operative Befehle offen funken. Hoffmann kontert, er hält die Gegenseite für so töricht, denn er war vorher mehrere Jahre Militärattaché in St. Petersburg. Während sich Ludendorff und Hoffman beginnen zu streiten, entscheidet Hindenburg: Ob Täuschung oder echt, wir werden unsere Flugmaschinen anweisen, die befohlenen Marschstraßen besonders zu beobachten und dann entscheiden. Diese kleine Episode am Rande zeigt die unterschiedlichen Charaktere: Ludendorff der impulsive Tatmensch, Hoffman der spottende Intellektuelle und Hindenburg der weise, ruhende Pol.

Aber was war bei den Russen passiert, dass sie so wichtige Befehle offen funkten? Nun, ihnen waren die Feldkabel ausgegangen und mit dem Ver- und Entschlüsseln klappte es auch nicht. Nitschewo, funken wir eben so, die Deutschen werden schon nicht da oben sitzen und die Funkwellen auffangen. Das war das dritte Geheimnis, das die Deutschen strenger als ihren eigenen Augapfel gehütet hatten. Schon im Frieden unterhielten sie „Horchstellen“, wo sie die Funk-Übungen anderer Heere mithörten und dabei Handschrift, Befehlsaufbau und Schlüssel kennen lernten.

26. August Befehlsgemäß setzen sich das XVII. und das I. Res.-Korps nach Süden in Bewegung und treffen

gegen Mittag auf den Gegner. Vom XVII. AK frontal und vom I. Res.K in der Flanke gepackt ist der Gegner in wenigen Stunden zertrümmert. Damit ist die Ostseite der 2. russischen Armee offen. Das XVII. AK marschiert via Bischofsburg – Ortelsburg nach Willenberg, das I. Res.K. schwenkt rechts ab zum Anschluss an das XX. AK in Hohenstein.

Aber was geschah im Südwesten? Das I. AK hatte nicht angegriffen, nur vorgefühlt. Seine Truppen waren noch nicht vollzählig versammelt. Die Reichsbahn in Königsberg hatte nicht verhindern können, dass die vielen Flüchtlinge aus dem Gumbinner Raum sich in die Wagons gesetzt hatten, um sich nach Westen über die Weichsel fahren zu lassen. So hatte sich der Transport dieses Korps um ca. 24 Stunden verzögert. Doch auch diese Programmabweichung des I. AK sollte sich zum Positiven auswirken; denn am 26. saß der russische Oberbefehlshaber Samsonow in Neidenburg, dort wo das I. AK hätte angreifen sollen. Die Wahrscheinlichkeit wäre groß gewesen, dass er sich der Gefahr der doppelten Umfassung einen Tag früher bewusst geworden wäre und seinen Vormarsch noch hätte anhalten können.

27. August Nun hatte das I. AK seine Truppen einschließlich der schweren Artillerie mit voller Munitionsausstattung beisammen. Auf Anhieb wurde die Westflanke des Gegners aufgebrochen und mit einer starken Kampfgruppe losmarschiert gen Willenberg, die dort in der Nacht vom 28. auf den 29. August eintraf. Der Ring war geschlossen, 92.000 Russen waren gefangen. Auch die I. russische Armee machte unter Zurücklassung weiterer 20.000 Gefangener kehrt und

verließ Ostpreußen. Ein großer Sieg war errungen, und die ostpreußische Heimat wieder frei. In Erinnerung an die vor 504 Jahren verlorene Schlacht des Deutschen Ritterordens nannte man sie „Schlacht bei Tannenberg“, obwohl dort kein Schuss gefallen war. Das für die Deutschen verlustreichste Gefecht dürfte wohl am 28. August bei Wapłitz, zwischen Hohenstein und Neidenburg, stattgefunden haben. Die deutsche Führung stand unter hohem Zeitdruck, denn knapp zwei Tagemärsche entfernt stand die I. russische Armee. Wenn die sich gen Allenstein in Bewegung setzen würde, wären die Deutschen die Einkesselten. Man hatte also keine Zeit, den Feind systematisch zusammenzudrücken; man musste ihn aufteilen. So erhielt das XX. AK den Befehl, mit den Marienburger, Elbinger und Dt. Eylauer Regimentern einen Keil in den noch gar nicht geschlossenen Russenkessel zu treiben. Doch das ging schief.

Bei dickstem Morgennebel näherten sich diese Regimenter in breiter Front und leicht abfallendem Gelände der Ortschaft Wapłitz, als ihnen am Maranse-Bach ein furchterlicher Kugel- und Geschosshagel entgegenschlug. Der russische General hatte in richtiger Einschätzung der Lage zu seiner Rückendeckung hier zwei seiner Regimenter mit starker Artillerie postiert. Der deutsche Angriff kam ins Sto-

cken, ja es musste zum Rückzug geblasen werden. Doch zu eben diesem Moment löste sich der Nebel und die Russen hatten beste Sicht und bestes Schussfeld auf die bergauf hastenden Deutschen. Auf dem Heldenfriedhof bei Wapłitz haben mehr deutsche als russische Soldaten ihre letzte Ruhe gefunden: 428 Deutsche und 162 Russen.

Ganz anderes geschah in Allenstein: Das Leben verlief hier noch wie im besten Frieden, als am 27. August nachmittags das XIII. russische Armeekorps in bester Ordnung einmarschierte. Sie waren mit höchster Eile durch die weiten Wälder getrieben worden, um den Bahn- und Straßenknotenpunkt heil in Besitz zu nehmen. Dort sollte dann eine größere Ruhe- und Verpflegungspause eingelegt werden. Der Tross hatte mit dem Marschtempo nicht mithalten können. Daher orderte die russische Korps-Intendantur bei der städtischen Bäckerinnung Brote für ca. 20.000 Mann und bezahlte auch gleich im Voraus und mit harten Rubeln. Doch in der Nacht, noch bevor das Brot ausgeliefert werden konnte, wurde zum Aufbruch geblasen. Das Nachbarkorps in Hohenstein hatte um dringendste Hilfe gerufen. So musste noch vor dem ersten Büchsenlicht und mit leerem Magen gen Hohenstein abmarschiert und Allenstein mit frischem Brot und harten Rubeln zurückgelassen werden.

Hindenburg wird Ehrenbürger von Allenstein



Hindenburg vor dem Allensteiner Rathaus

Nachdem der Magistrat am 18. September 1914 beschlossen hatte. Generaloberst von Hindenburg das Ehrenbürgerrecht zu verleihen und ihn noch auf andere Art zu ehren, nahm die Stadtverordnetenversammlung am 6. Oktober diese Beschlüsse einstimmig an. Am 9. Oktober machte der Magistrat Generaloberst von Hindenburg folgende Mitteilung:

Um der Dankbarkeit der Stadt Allenstein Ausdruck zu geben, die infolge der meisterhaften Führung der achten Armee durch Euer Exzellenz nach kurzer feindlicher Besetzung befreit und vor schlimmen Kriegsleiden bewahrt worden ist, und um das Andenken an Ostpreußens Befreier unter den künftigen Geschlechtern wach zu halten, haben die städtischen Körperschaften einstimmig beschlossen, Euer Exzellenz das Ehrenbürgerrecht der Stadt Allenstein zu verleihen, die Guttstädter Straße nach Euer Exzellenz zu benennen und für die Hinterbliebenen gefallener Allensteiner Bürger eine Hindenburgstiftung zu begründen. Euer Exzellenz bitten wir, die höchste Ehre, die eine Stadtgemeinde verleihen kann, anzunehmen und zur Benennung der Straße und der Stiftung die Erlaubnis zu erteilen.

Der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung

Am 10. Oktober antwortete Generaloberst von Hindenburg wie folgt:

Den Städtischen Körperschaften danke ich herzlichst für das Telegramm vom 10.10.1914, in dem mir die Ernennung zum Ehrenbürger übermittelt wurde. Ich weiß diese Ehrung voll zu würdigen. Stets werde ich gern Allensteins gedenken, als des Ortes, in dem die grundlegenden Ideen zur Schlacht an den Masurischen Seen entworfen wurden.

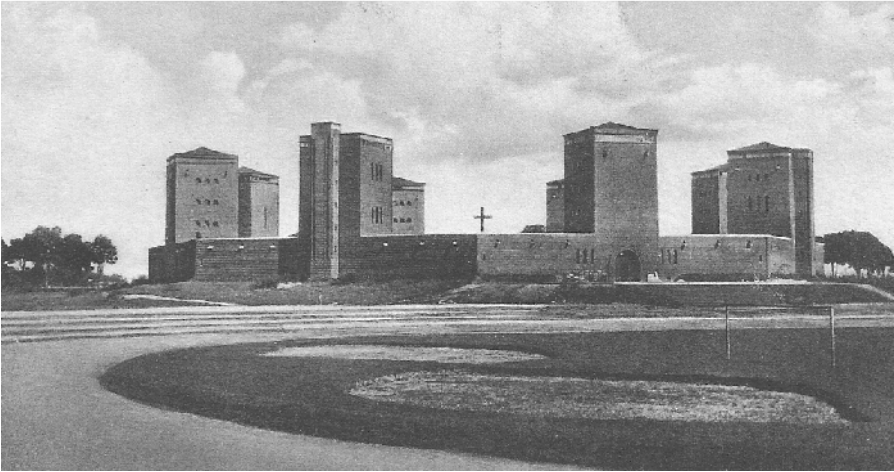
Dass Sie auch der Hinterbliebenen in einer meinen Namen tragenden Stiftung gedachten, hat mich von Herzen gefreut. Es gibt dort viel Tränen zu trocknen und unverschuldete Armut zu heben. Ist doch in Allensteins Nähe viel Blut für Ostpreußens Befreiung geflossen.

Das sichtbare Zeichen jener Tage, die Hindenburgstraße, werde ich, so Gott will, in ruhigen Zeiten in Augenschein nehmen.

Mit den besten Wünschen für das fernere Gedeihen der Stadt Allenstein und das Wohlergehen seiner Bürger

*gez. von Hindenburg
Generaloberst*

Das Tannenberg-Nationaldenkmal



Über den weiten Ebenen des deutschen Ostraumes hängen die Sterne von unseres Volkes Schicksal. Mag der Westen glanzvolle Stätten deutscher Technik und Kultur errichtet haben, mag er der Hüter großer historischer Schätze sein und mag seine Landschaft liebliche Schönheit bergen – der Osten steht ihm an Bedeutsamkeit für unser deutsches Dasein nicht nach. Wenn auch die Mannigfaltigkeit unseres völkischen Lebens vor allem im Westen zu finden ist, wenn auch das Geschick die deutschen Geschehnisse von durchschnittlicher Tragweite im Westen hämmerte, große Entscheidungen im Leben des deutschen Volkes ließ es mit Vorliebe im Osten fallen; und auch jetzt wendet sich das Antlitz des deutschen Volkes nach Osten.

An einem Brennpunkte des Kampfes vom 26. bis 29. August 1914 in der herben ostpreußischen Landschaft erhebt sich südlich von Allenstein dicht bei der Stadt Hohenstein das

Tannenberg-Nationaldenkmal. Es ist von Allenstein aus mit der Bahn oder mit Kraftwagen auf guter Straße, die an dem malerischen Thomsdorfer oder Wulpingsee vorbei über das deutsche Aufmarschgebiet und das gewaltige Schlachtfeld führt, in kurzer Zeit zu erreichen. Der Wanderer aber sollte vom Bahnhof Ganglau aus durch die herrlichen Hochwälder am Lansker See mit der verträumten wald- und seenumrauschten Jugendherberge Lalka oder am Plautziger See wandern. Bis Hohenstein mahnen nur die zahlreichen Heldenfriedhöfe deutscher und russischer Kämpfer an das große Ringen von 1914.

Bei dem südlich von Hohenstein gelegenen Dorfe Tannenberg steht auf den Trümmern einer von dem erfolgreichen Verteidiger der Marienburg, dem Hochmeister Reuß von Plauen, 1412 zu Ehren des im Juli 1410 bei Tannenberg gefallenen Deutschordensritter erbauten, von den Polen 1413 wieder zerstörten Marienkapelle

ein mächtiger Findling mit der Inschrift: „Im Kampfe für deutsches Wesen und deutsches Recht starb hier der Hochmeister Ulrich von Jungingen am 15. Juli 1410 den Heldentod.“

Ein halbes Jahrtausend später, in den letzten Augusttagen des Jahres 1914, wurde in dem gleichen Gelände die zweite Schlacht von Tannenberg siegreich geschlagen; unter von Hindenburgs und Ludendorffs überragender militärischer Führung erfochten hier Ost- und Westpreußen, Pommern, Hanseaten, Holsteiner, Mecklenburger und Sachsen einen Sieg, wie ihn stolzer die Weltgeschichte bis dahin nicht gekannt hatte. Verantwortungsfreudiger Führerwille aller Dienstgrade und über jedes Wort erhabene opferwillige Tapferkeit der am Kampfe um die ostpreußische Heimat und die Ostmark ringenden Truppen vom jüngsten Kriegsfreiwilligen bis zum ältesten Landwehr- und Landsturmann überwand die viele Tage währende Krise der gewaltigen Schlacht, die mit der völligen Vernichtung der russischen Narew-Armee endete und auch den zweiten glänzenden Sieg an den masurischen Seen über die russische Njemen-Armee einleitete.

Das Denkmal hat nach unserer Altvorderen Art, die ihre Gedenk- und Feuerstellen ringförmig zu bauen pflegten, auch diese Grundform erhalten. Acht schwere, etwa 23 m hohe Türme mit einer Grundfläche von 9 x 9 m bilden mit den verbindenden Mauern ein Achteck von fast 100 m Durchmesser. Der Zusammenschluss der acht Türme durch diese Mauern gibt dem Denkmal den Charakter: in sich geschlossen, abwehrend, eine drohende Haltung vor fremdem Zugriff.

In dem Innenhof erhebt sich auf dem altarähnlichen Unterbau ein 12 m hohes Kupferkreuz. Unter diesem ruhen die Gebeine von 12 deutschen Soldaten, die in der Schlacht bei Tannenberg am 28. August 1914 Hohenstein siegreich stürmten. In ihnen ehrt Deutschland seine Toten aus dem Weltkriege 1914 bis 1918. Die 4 m hohen, die Türme verbindenden Umfassungsmauern enthalten 40 gewölbte Nischen, in denen die Ehrentafeln der an der Schlacht bei Tannenberg beteiligt gewesenen Truppenteile aufgestellt sind. Über diesen Ehrenhallen läuft ein Umgang mit dem Einblick in den Ehrenhof und dem Zutritt zu den Türmen. Von den acht Türmen enthalten der nördlich und südlich gelegene mit dem Ein- und Ausgang zum Ehrenhof die wohnlich eingerichteten Jugendherbergen und Wohnungen für Aufsichtspersonal. Die auf der Ost-West-Achse liegenden Türme sind dem Auslandsdeutschtum und den uns geraubten Gebieten gewidmet, während die übrigen 4 Türme als „Hindenburg-Feldherrn- und -Fahnenurm“ und als besondere „Frontsoldatenehrung“ ausgestaltet werden. Die besteigbaren Turmkronen gewähren einen weiten Blick in das Gelände des Schlachtfeldes und die abwechslungsreiche höhen- und waldbegrenzte Waldlandschaft. Vor dem Südausgang des Denkmals sind eine Freilichtbühne und der Sportplatz angelegt. Über dem Eingange des Denkmals mahnen den Besucher die Worte: „Deutsche, seid einig“, während zur Rechten in bronzenen Tafel des Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg Weiseworte vom 18. September 1927 mit der eindrucksvollen Abwehr der Kriegsschuldflüge gegossen sind.

Die erste Anregung zur Schaffung dieses Helden-Ehrenmals kam aus den Reihen der Mitkämpfer. Die lange Dauer des Weltkrieges und die wachsende Not des Volkes rückten die Ausführung in immer weitere Zukunft. Aber im Herzen der Tannenberg-Mitkämpfer war der Wille, ihren gefallenen Kameraden auf der blutgetränkten Wahlstatt ein Denkmal zu errichten, so stark, der zähe Selbstbehauptungswille und das heiße Freiheitssehnen ließen sich nicht unterdrücken, so dass trotz der starken Hemmungen, die eine marxistische Regierung und verhetzte Kreise selbst der ostpreußischen Bevölkerung dem großen Plane entgegenstellten, im Jahre 1924, als sich der ruhmreiche Tag von Tannenberg zum zehnten Male jährte, der Grundstein zu dem heutigen Tannenberg-Nationaldenkmal gelegt werden konnte. Generalfeldmarschall von Hindenburg sprach in Gegenwart von General Ludendorff und sämtlicher höherer Führer der Schlacht sowie von Zehntausenden einstiger Tannenberg-Kämpfer die denkwürdigen Hammerschlagworte: „Den Gefallenen zum ehrenden Gedächtnis, den Lebenden zu ernster Mahnung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung“. Getragen von dem Gedanken, dass das zu schaffende Ehrenmal ein Bekenntnis des ganzen deutschen Volkes zur Ostmark werden müsse, bildete sich aus dem Denkmalsausschuss der Tannenberg-Nationaldenkmalsverein. Dank der mühevollen Werbetätigkeit des Vereins und der Opferfreudigkeit weitester Kreise

konnten die Mittel soweit aufgebracht werden, dass das Denkmal bereits am 28. September 1927 von Generalfeldmarschall von Hindenburg geweiht werden konnte. Die Einweihungsfeier vereinte wiederum viele Tausende von Mitkämpfern um den siegreichen Feldmarschall. Sie war der lebendige Ausdruck des starken Willens der ostpreußischen Bevölkerung zur Behauptung des deutschen Landes im Osten und eines flammenden Protests gegen das schmachvolle Diktat von Versailles. Der Generalfeldmarschall von Hindenburg übergab an diesem Tage das geweihte Denkmal dem deutschen Volke „zur weiteren Ausgestaltung als eine Weihestätte, an der innerer Hader zerschellen muss und an der sich alle die Hand reichen sollen, welche die Liebe zum Vaterlande beseelt und denen die deutsche Ehre über alles geht“.

Die künstlerischen Schöpfer des Denkmals sind die Architekten Reg.-Baumeister a. D. Walter und Johannes Krüger, die in einem Wettbewerb unter Beteiligung von fast 400 deutschen Künstlern den ersten Preis erhielten. An dieser Stelle sei aus der großen Zahl hochverdienter Förderer besonders dem Provinzial-Kriegerverband Ostpreußen, dem ostpreußischen Reichswehr, dem Oberbürgermeister Zülch-Allenstein, Bürgermeister Severin-Hohenstein und Forstmeister Gieseler-Taberbrück für die treue Mitarbeit gedankt.

Aus einer Broschüre über Allenstein, erschienen ca. 1935

Wo Hindenburgs Gegner lag

Heute weiß kaum einer noch, wer Hindenburgs Gegner in der Schlacht bei Tannenberg war. Er hieß SAMSONOW, und im Ersten Weltkrieg wusste jedes Kind, welchen russischen General Hindenburg besiegt hatte. Seine Armee war 1914 in den masurischen Seen aufgerieben worden, und auch der General war – nicht so ganz heldenhaft – auf der Flucht „verlorengegangen“. Als er die Aussichtslosigkeit seiner Lage erkannte, erschoss er sich. Außer einem Medaillon ließ nichts erkennen, wer da gefallen war, so dass er von einem Waldarbeiter, der die Leiche entdeckte, an der Stätte seiner Niederlage begraben wurde.

Noch während des Krieges, ein Jahr darauf, kam – als Rote-Kreuz-Schwester – die Frau des Generals nach Deutschland. Ihr war gestattet worden, russische Gefangenenlager zu besuchen. Selbstverständlich wollte sie auch wissen, wo ihr Mann begraben war. Aber im Preußischen Kriegsministerium in Berlin konnte man ihr das auch nicht sagen. Ein Hauptmann aus dem Ministerium fuhr

mit ihr nach Ortelsburg. Hier hieß es, der Lehrer in Rodefeld bei Willenberg könnte etwas wissen. In der Tat. Ihm war ein einzelnes Grab im Wald von Carolinenhof bekannt, in dem ein hoher russischer Offizier begraben sein sollte. Sogar der Waldarbeiter, der Samsonow bestattet hatte, wurde aufgefunden, und er konnte der Witwe das Medaillon übergeben, das er bei dem Toten gefunden hatte.

Hansgeorg Buchholz, der diese Geschichte der Menschlichkeit viel später von einem Förster erfuhr, erzählte das Ende so: Als das Grab geöffnet wurde, fand man den Toten in dem trockenen Sandboden, als wäre er vor Tagen erst beerdigt worden. Er lag da in seinem langen Kosakenmantel, das Gesicht von dem großen Bart umrahmt. Die Leiche wurde über Dänemark und Schweden nach Russland überführt. Auf dem Gedenkstein, der an der Stelle des Grabes errichtet worden war, stand die Inschrift: General SAMSONOW, der Gegner Hindenburgs in der Schlacht bei Tannenberg, Gefallen den 30.8.1914.“

Wer weiß, was daraus geworden ist!

Tannenberg – gewonnen oder verloren?

Als im Ersten Weltkrieg die Schlacht von Tannenberg gewonnen und damit der russische Vormarsch zurückgeschlagen wurde, ging der Name PAUL VON HINDENBURG durch die Welt. Er war für Jahrzehnte der „Sieger von Tannenberg“. Aber es blieb nicht aus, dass andere Generäle, in erster Linie Ludendorff, den Sieg als ihren Erfolg bezeichneten. So wurde auch Hindenburg immer wieder einmal gefragt, wie es denn wirklich gewesen sei – ob er oder eben doch ein anderer den Sieg auf sein Konto rechnen könnte. Hindenburgs Antwort war fast immer die gleiche: „Wenn es verlorengegangen wäre, hätten sie es mir überlassen.“



*Kraus
Kopfs*

Abschied von Hindenburg im Tannenbergdenkmal am 7. August 1934

In Hohenstein wird der Sarg von der Motorlafette umgeladen auf eine mit sechs Pferden bespannte Lafette, und es geht bei gedämpftem Paukenschlag zum Denkmal. Still stehen die Mauern der Menschen. Die Kompanien nehmen im Ehrenhof Aufstellung. Langsam wird der Sarg hineingetragen. Im Parademarsch ziehen die Kompanien ohne Musik an ihrem toten höchsten Führer vorbei. Die Bänke vor den Mauern sind schwarz umkleidet. Von den Türmen hängen große schwarze Fahnen herab. Der Turm gegenüber dem Eingang ist von einem Eisernen Kreuz auf schwarzem Grund geziert. Vor dem Kreuz inmitten des Males, unter dem zwanzig unbekannte Soldaten aus der Schlacht von Tannenberg ruhen, ist das Podium für die fünfzig Fahnen der Reichwehrrégimenter und die drei Fahnen der Hindenburgrégimenter errichtet. Vor der Kanzel ist der Katafalk aufgebaut, zu dem der Sarg aus dem Feldherrnturm jetzt überführt wird. Endlose Züge mit den Gästen sind auf dem kleinen Bahnhof in Hohenstein eingelaufen. Es ist 10.30 Uhr. Generalfeldmarschall v. Mackensen hat einen Lorbeerkranz am Katafalk niedergelegt. Eine Fliegerstaffel mit schwarzen Trauerbändern umfliegt das Ehrenmal, sechs Offiziere der Reichswehr begeben sich in den Feldherrnturm. Die Angehörigen des Verstorbenen nehmen im Denkmalsraum Platz, die Enkel und Urenkel in weißen Kleidern und weißen Anzügen.

Ein Windstoß erhebt sich plötzlich und zerreißt eine der großen schwarzen Fahnen am Eingangsturm. Seltsame Zeichen waren am Tage und in der Nacht schon geschehen: zehn Sternschnuppen waren auf der Straße nach Osterode durch den Himmel quer über die Straße gejagt und im Norden verschwunden. Und beim Gottesdienst in der Freystädter Kirche am Vortag hatte sich der Engel plötzlich umgedreht und sein Gesicht der im Gebet versunkenen Gemeinde zugekehrt.

Der schwarze Vorhang vor dem Turm schiebt sich zur Seite, sieben Generälen folgen den sechs Offizieren der Reichswehr, die den Katafalk tragen. Die Trauergemeinde hat sich stumm erhoben, zwei Generäle und zwei Admirale halten die Totenwache.

Der Trauermarsch aus Beethovens „Eroica“ ist verhallt, als jetzt der Feldbischof Dohrmann an den Sarg herantritt, auf dem der Säbel und der Helm des Dahingegangenen liegen. Es war der Wunsch des Toten, so führte der Feldbischof aus, dass der Gefallenen unseres Volkes mit besonderer Dankbarkeit gedacht werden solle, wenn einmal das letzte Wort über dem Sarg des toten Hindenburg gesprochen werden würde. Und es war sein zweiter Wunsch, dass einmal an seinem Grab kein Lob erklingen dürfe und keine Ruhmrede auf ihn. „Empfehl mich nur in die Gnade Gottes“, so lautete Hindenburgs letzter Wille.



Das Wort von der Treue „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“, das war Hindenburgs Wahlspruch. Und dadurch, dass dieser Satz an seinem Grab gesprochen werden sollte, dadurch wollte der Tote sich mit allen denen zusammenschließen, die einst unter ihm auf diesem Boden gekämpft haben. Es war die letzte Mahnung auch an unser Volk und unser Heer.

Ein Blick auf Hindenburgs Leben zeigt, dass er stets nach seinem Wahlspruch gelebt hat. Er hat in seiner gläubigen Bescheidenheit nichts anderes getan als die Gaben angewandt, die Gott ihm gegeben hat. Zu rühmen und zu preisen ist daher allein Gottes Gnade. Er stand unser seinem

Befehl „Sei getreu bis in den Tod“, er stand unter der Verheißung „so will ich dir die Krone des Lebens geben“.

Als der Feldbischof das Vaterunser spricht, haben sich Hunderttausende im und rings um das Tannenberg-Denkmal erhoben und beten mit. Aus der Umgegend klingt das Läuten der Glocken herüber, und entblößten Hauptes singt die Menge das alte Trutzlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“, dass es hunderttausendfältig über das blutgetränkte ruhmreiche Schlachtfeld von Tannenberg herüber klingt.

Aus „Hindenburg †“ Ein Ehren- und Gedenkbuch für das deutsche Volk, Berlin 1934

Fluchtbericht des Lehrers Franz Moritz aus Deuthen

Am Sonntag, dem 21. Januar 1945, durchleierten unseren Wohnort Deuthen die seltsamsten Gerüchte: Die einen sagten, man soll fliehen, die andern sagten, Fliehen ist verboten und strafbar. Ich dachte am allerwenigsten an eine Flucht, denn einerseits wollte ich sehen, ob ich nicht gegenüber dem Volkssturm Verpflichtungen hatte, damit keiner sagen konnte, ich habe mich vor meiner Pflicht gedrückt. Andererseits hatte die Schulbehörde nicht lange vorher die Weisung gegeben, dass jeder Lehrer bleiben muss und Schule halten soll, solange noch ein Schulkind die Schule besucht. Die Leute stellten sich dann aber abends an die Dorfstraße und warteten auf Abtransport durch Militärautos, aber keiner wurde mitgenommen. Man ging nun von einem zum anderen und wollte sehen, was die Nachbarn machen wollten und ob man doch fliehen soll. Nun verhandelte ich mit der „Organisation Todt“, deren Panjewagen bespannt mit elenden russischen Beutepferden vor der Schule standen. Sie sagten, dass sie morgen Richtung Mohrun/Marienburg fahren werden und versprachen mir, meine Frau mitzunehmen mit dem allernötigsten Gepäck. Ich versprach ihr, mit dem Rad nachzukommen, wenn ich beim Volkssturm nicht gebraucht werde. Sie soll nur bis zu dem 20 km westlich gelegenen Stenkiyen bei Windtken fahren. Hier werde ich sie wohl einholen und sie in mein väterliches Haus bringen, wo meine Schwägerin wirtschaftete, nachdem mein Bruder vor ein paar Jahren verstorben war. Hier

haben wir zu essen und könnten bleiben, bis die Russen durchgezogen sind. Da der Ort nicht an durchgehenden Chausseen liegt und ziemlich abgelegen ist, wird man wohl nicht das meiste vom Durchzug der Russen merken. Meine kranke Frau willigte in diesen Plan ein. Abends 10 Uhr fing ein heftiges Feuer der russischen Panzer an, die von der Jommendorfer Chaussee auf Deuthen zu schossen, wo sich auf dem Deuthener Exerzierplatz deutsche Truppen befanden. Nun machte die Organisation Todt Anstalten, Deuthen zu verlassen. Meine Frau fuhr mit ihnen mit dem nötigsten Gepäck, in dem Kleider, Wäsche, Betten, ihre Arzneien und wertvolles Tischgeschirr sowie alle notwendigsten Papiere waren. Auch andere Leute wollten mit, aber nur wenige kamen dazu. Ich verwahrte noch vieles im Keller. Trotz des vielen Schnees gelang es mir, mit dem Rad und einigen Habseligkeiten abzureisen. Da die Soldaten es mir nicht erlaubten, nach Likusen zu fahren, wo meine Volkssturmeinheit lag, entschloss ich mich, meiner Frau nachzufahren. Trotz des schlechten Weges und des Schnees hatte ich den Wagen bald eingeholt; denn die Todt konnte wegen der totalen Finsternis nicht nur im Schnecken tempo fahren, sondern es ging wegen der Verstopfung der Straßen gar nicht weiter. Ich schleppte nun das Rad, da man der Enge und des vielen Schnees wegen nicht fahren konnte, und ging zu Fuß. Trotzdem war ich in Stenkiyen etwa 2 Stunden früher da als die Todt, aber

ich war vollständig kaputt und erledigt, zumal ich auch ziemlich krank war. Unterwegs sahen wir das Leuchten von Bränden in Allenstein. Viele Explosionen und starkes Schießen waren zu hören. Auf der Straße bewegten sich Soldaten, Kriegsgefangene, Lazarettinsassen und Flüchtlinge, alles durcheinander. Endlich merkte ich, dass die Soldaten von der westlichen nach der nördlichen Richtung auf Guttstadt zu abbogen. Das konnte nur bedeuten, dass der Weg nach Westen versperrt war. Die Todt und die Flüchtlinge, die die westliche Richtung beibehielten, sind den Russen wohl in die Hände gefallen. Auf Osterode und Mohrungen zu sah man schon Feuerschein. Als meine Frau am 22. Januar morgens gegen 7 Uhr ankam, wurde das Gepäck bei einem Besitzer Ziernetzki versteckt, wobei mir gleich mein Wintermantel gestohlen wurde, da man vom Wagen weit zu gehen hatte und die Sachen für kurze Zeit allein liegen lassen musste. Die meisten Betten waren auch auf dem Wagen der Todt geblieben und gingen so verloren. Das war der erste Schmerz des Verlustes und später durch die Russen wurde man ärmer als der ärmste Bettler.

Ich ging nun mit meiner Frau bei dem tiefen Schnee nach dem 5 km entfernten Schaustern. Zum Glück war meine Schwägerin noch zu Hause, aber alles war voller Flüchtlinge und deutscher Soldaten, die anscheinend nicht zu große Lust zum Kämpfen hatten. Sie rückten alle am 22. Januar nachmittags aus. Abends verbrannten sie viele Autos. In der Nacht zum 23. Januar bemerkte man noch immer abziehende Truppen. Die Insassen eines Autos wollten meine Frau

und mich mitnehmen. Meine Frau konnte und wollte allein nicht mitfahren; denn ich dachte, dass sich vielleicht noch Verpflichtungen gegenüber dem Volkssturm für mich ergeben werden, dass wir unsere Sachen noch in Stenkiyen hatten und dass wir vielleicht nach Norden zu auch dem Feind in die Hände fallen könnten, und so blieben wir da. Am 23. Januar früh gab mir die Schwägerin ein Fuhrwerk (Schlitten), und ich wollte die Sachen abholen. Aber niemand wollte mich begleiten, und allein konnte ich das Gepäck nicht aufladen. Jeder dachte, man fällt den Russen in die Hände. Endlich war ein Pole durch viele Zigaretten und Versprechungen, dass er noch mehr bekommt, dazu zu bewegen, mitzukommen. Er fuhr nun und ich hielt Ausschau, ob nicht Russen da sind. Wir kamen glücklich nach Stenkiyen und nachdem alles aufgeladen war, jagten wir nach Schaustern, wobei sich fliehende deutsche Soldaten an den Schlitten hängten, dass er fast zerbrach. Wir brachten nun unsere Sachen in den Keller, in dem auch die Schwägerin, Nachbarn und mein Bruder aus Tilsit ihre Habseligkeiten hatten. Der Keller war übervoll. Nur zwei Koffer mit den wertvollsten Sachen: Silber, Tafelgeschirr, Goldsachen, Insulin für die Frau (das sie für so einen Fall gespart hatte), Papieren, Zeugnisse und Ausweise wurden ins Schlafzimmer genommen. Am 23. Januar abends kamen die Russen an. Da wir einen Gutsbesitzer aus dem Kreise Lyck vor der Grenze als Flüchtling hatten, der russisch sprechen konnte, konnten wir die Russen gut empfangen und uns mit ihnen verständigen. Gleich in der ersten Nacht,

in der die Russen in Schaustern waren, wollte man mich erschießen. Man hatte erfahren, dass ich deutscher Lehrer war, und das war Grund genug, mich umzubringen. Das wollte der Posten ausführen, der uns bewachte. Er forderte mich mehrmals auf, herauszukommen, Ich wusste, was mir drohte und ging nicht hinaus. Endlich legte er im Zimmer das Gewehr auf mich an. Ich fühlte, dass nun meine letzte Stunde geschlagen hatte. Im entscheidenden Augenblick warf ich mich auf die Erde, damit der mir zuge dachte Genickschuss fehl gehen sollte. Dabei stieß ich eine neben mir stehende geschlossene Tür auf und schrie um Hilfe. Gott sei Dank kam ein russischer Offizier und rettete mich. Am nächsten Vormittag erschoss man einen Gutsbesitzer aus dem Kreis Lyck, der 500 Morgen Land besaß und bei uns Schutz und Unterkommen gesucht hatte, anscheinend deshalb, weil er zu korpulent war und nach Meinung der Russen anderen das Brot weggegessen hatte, oder weil seine Hände nicht genug Arbeitsschwielen hatten. Einige von seinen Dienstleuten, besonders Polen waren auch da und wurden gefragt, wie er sie behandelt hätte. Ich glaube, sie lobten ihn. Wehe, wenn einen seine Arbeiter oder Diener oder Kriegsgefangene tadelten oder über nicht gute Behandlung klagten. Auf der Stelle wurde er erschossen. Der Gastwirt Kahr war, nachdem er geflohen war, zurückgekehrt, um seinen Besitz zu retten. Er wurde erschossen vorgefunden. Einen oder zwei Tage später brannten sein Haus und die Stallgebäude ab. Er verbrannte, weil er dick mit Kleidern und Pelz versehen war, fast vollständig. Man fand von

seinem ganzen Körper nur einen kleinen Rest des Gebisses. Ein alter Greis wollte nicht fliehen und blieb zu Hause, während alle aus seinem Haus geflohen waren. Dieser Greis wurde erschossen und das Haus angesteckt. Eine große Angst bemächtigte sich aller Mädchen und Frauen, weil sie vergewaltigt wurden.

Unter großer Angst wurde der 24. Januar erlebt. Wir waren praktisch Gefangene in unserem Zimmer und trauten uns kaum herauszugehen. Am Abend erschien es mir wieder, als wenn man Vorbereitungen traf, mich zu erschießen. Immer andere Russen kamen und vernahmen mich und meine Frau. Ich legte mich ins Bett und bedeckte mich bis über den Kopf, aber das half nichts. Man hielt mir alle angeblichen Schandtaten der deutschen Soldaten und der SS vor. Man sprach zu mir durch einen Dolmetscher, einen Polenjungen. Ich legte mir eine Erwiderung und Verteidigung blitzartig zurecht und sagte sie dem Dolmetscher. Doch wenn er meine Verteidigungsrede übersetzen wollte, kam der Russe wieder mit neuen Anklagen und ließ ihn gar nicht meine Worte übersetzen, und wenn es mir zuletzt doch gelang, den Russen abzufertigen, ohne dass er mich erschoss und er kaum herausgegangen war, stand schon ein anderer bereit und das Spiel begann von neuem. Man sagte, die Deutschen haben so viele Brüder und auch Schwestern oder auch Eltern erschossen, dass es nur ein Akt der Gerechtigkeit wäre, mich zu erschießen. Auf meine Erwiderung, dass ich den Krieg nicht gewollt habe, dass ich an seinem Ausbruch keine Schuld habe, dass ich immer gegen den Krieg war, dass sie sich doch die

Schuldigen holen möchten, hörten sie gar nicht und ließen den Übersetzer nicht zu Wort kommen, oder falls sie etwas Deutsch konnten, gaben sie meinen Worten kein Gehör.

Da viele von denen, die im Hause meiner Schwägerin Schutz gesucht hatten, das Haus verlassen hatten, weil es jetzt hier am schlimmsten zu sein schien und auch meine Schwägerin sich versteckt hatte, entschloss ich mich, zu einem auf dem Abbau wohnenden Besitzer Hasselbaum zu fliehen. Meine Frau kam mit. Unterwegs wurden wir von mehreren Posten angehalten. Am Ende des Dorfes in der Nähe des Gasthauses Kehr, das am nächsten oder übernächsten Abend abbrannte, wurde meine Frau genötigt, in das Gasthaus zu gehen, und als sie nicht gutwillig dahin gehen wollte, dazu gezwungen. Ich wurde mit dem Gewehr bedroht und gezwungen, weiterzugehen. Hier in dem Gasthaus wurde meiner Frau mit Gewalt Schmach angetan, obwohl sie hochgradig zuckerkrank war und von der Geburt eines unserer Kinder ein Leiden zurückbehalten hatte. In entsetzlicher Stimmung kamen wir bei Hasselbaum an, wo wir uns vom 24. Januar bis ca. 24. Juli 1945, also 6 Monate aufgehalten haben. Aber welch furchtbare Leiden und Enttäuschungen haben wir da aushalten müssen! In der ersten Nacht kam eine Kontrolle. Man tritt an mich heran und beleuchtet mich, und da ich ganz bedeckt war und nur die Glatze meines Kopfes zu sehen war, meinte man „stary“, „alt“ und lässt mich ungeschoren. Morgens früh um 7 trifft mich ein Flüchtling aus dem Kreise Lyck, den ich noch nicht kenne. Er meint: „Was wird uns der heutige Tag

bringen?“ Ich sage: „Wahrscheinlich dasselbe!“ Eine Stunde später hat sich dieser Mann aufgehängt. Hätte ich gewusst, mit welchen Gedanken er umgeht, ich hätte ihm Trost zugesprochen und versucht, ihn an seinem entsetzlichen Vorhaben so gut ich konnte zu hindern. Da ich es nicht für ausgeschlossen hielt, dass der Mann nur erst scheinot war und vielleicht fürs Leben wiedergewonnen werden konnte, versuchten der Besitzer und ich Wiederbelebungen, künstliche Beatmung, und wenn wir nach großer Mühe vielleicht noch Erfolg gehabt hätten, so kamen wieder Russen und wir machten, dass wir wegkamen. Nachdem die Russen fort waren, war es wohl schon zu spät. Ein Mädchen von ca. 16 Jahren hatte bei uns Schutz gesucht, da es sich im Dorfe nicht mehr sicher fühlte. Sie wurde von einem Unhold herausgeholt, dieser vergewaltigte sie oder versuchte es zu tun und erschoss dann das Mädchen. Es hieß Teichert.

Da ich nur noch den einen Anzug besaß, den ich auf dem Körper trug (alle anderen Kleider mit Ausnahme eines Pelzmantels waren fort), bat ich den Bauern Hasselbaum, mir doch etwas zum Anziehen zu geben, damit ich helfen könnte, das Vieh zu füttern. Er gab mir etwas, und kaum war ich in ein oben gelegenes Zimmer gegangen, um mich umzuziehen, da kamen die Russen. Sie wüteten unten, nahmen die auf dem Tisch liegenden Gabeln und Messer und warfen sie durch die Fenster, wobei sie das Glas der doppelten Fenster zerbrachen, da diese geschlossen waren. Dann stellte der Russe, der auf diese Weise die Fenster zerbrochen hatte, alle in eine Reihe, schoss im Zimmer herum und

drohte alle zu erschießen, wenn sie nicht binnen 1 bis 2 Stunden die beiden Toten, den Erhängten (Selbstmörder) und das Mädchen begraben hätten. Da die Erde tief gefroren war, war das Herstellen des Grabes fast unmöglich. Als ich nun nach unten kam, erschrak ich, dass ich keinen Menschen fand. Bald darauf erfuhr ich, was geschehen war. Mit Äxten war es gelungen, ein notdürftiges Grab für die beiden Toten zu schaufeln. Sie wurden übereinander gelegt und notdürftig verscharrt. Ungefähr im Mai wurden sie dann nochmals ausgegraben, in notdürftige Särge aus Brettern gelegt und nochmals vergraben. Dabei fiel mir auf, dass der Kopf des Erhängten sehr blutig geworden war; man meinte auch, dass die Beine dieses Mannes eine andere Lage gehabt haben sollen, als er vergraben wurde. Sollte er doch etwa nur scheinot gewesen und im Grab aufgewacht sein? Wie furchtbar wäre das!

Am nächsten Tag verwahrte ich meinen allerletzten Anzug und den Pelzmantel sowie eine goldene Brille (fast die letzten Habseligkeiten) im Keller des Bienenhäuschens unter den Wrüken. Am folgenden Tag kamen wieder recht viele Russen und ich versteckte mich noch im selben Keller. Oben waren Schießereien und Getrampel zu hören. Fast glaubte ich, die Gefahr wäre vorbei, doch da öffneten sie die Falltür des Kellers und obwohl ich mich im vollständig dunklen Hintergrund des Kellers verborgen hielt, fanden mich die Russen, forderten mich auf, mit erhobenen Händen herauszukommen, hielten mich gefangen und durchsuchten den Keller, nahmen meinen letzten Anzug und den Pelzmantel, die goldene Brille und

was sie sonst für wertvoll erkannten. Nachdem sie wohl mit Erschießen gedroht hatten und ich vor Kälte und Aufregung zitterte, gab mir der eine Russe meinen Pelzmantel zurück, damit ich nicht so frieren sollte. Er hatte wohl nicht gewusst, dass es mein eigener war.

Im Dorf war es nicht auszuhalten. Bei meiner Schwägerin waren fast dauernd Russen, die einen kamen, die anderen gingen. Fast jeder nahm etwas mit. In den Schausterner See wurden oft Handgranaten geworfen. Da dann die betäubten Fische oben schwammen, wurden sie von den Russen aufgesammelt. Die Pferde waren schon fast alle weggetrieben. Jetzt kamen die Rinder an die Reihe. Bald wurde der größte Teil der Rinder weggetrieben. Anfangs ließ man noch für jede Familie eine Kuh, dann nur noch für den ganzen Bauernhof eine und zuletzt wurde auch diese genommen.

Eines Tages kamen gegen Abend Russen zu uns und verlangten, dass wir mit Brettern, Leitern und Wagen, mit Ketten, Eggen und Pflügen den Hof absperren sollten. Kaum war das geschehen, da kamen andere Russen mit Rindern an, die ihnen deutsche Zivilleute treiben helfen mussten. Es kamen ungefähr 150 bis 200 Rinder auf den Hof. Sie blieben ca. 8 Tage da. Wir mussten sie füttern und aus dem Teich tranken sie. Das Eis musste dauernd aufgeschlagen werden. Das Thermometer sank manchmal auf 15 Grad Kälte, dabei lag der Hof voll Schnee, und die Milchkühe, die meistens draußen liegen mussten, gaben fast keine Milch und magerten ab. Es war ein Elend, das arme Vieh so leiden zu sehen. Gleich am ersten Abend brachten die Russen Speck, Eier,

Gänse, Puten, Hühner und Enten. Sie hatten das alles von unserer Bevölkerung geraubt und nun hatten die Frauen große Not. In der Nacht musste alles sauber gemacht und gebraten werden. Meine Frau war trotz ihrer Krankheit bis morgens 4 Uhr aufgeblieben und hatte sich wohl am meisten, besonders beim Braten, betätigt und wurde auch besonders gelobt.

Die Russen raubten immer weiter und trieben immer mehr Vieh zusammen. An einem Tage kamen sie mit 25 bis 35 Bienenvölkern an. Sie hatten einen großen Bienenstand des Lehrers Karsten in Altkockendorf ausgeraubt. Bei uns wurden die armen Bienen trotz der großen Kälte durch Rauch herausgetrieben. Dann wurde der Honig in stark geheizten Zimmern aus den Waben mit einer Honigschleuder gebracht. Auf diese Weise gewannen die Russen noch Ende Februar über 40 Liter Honig. Die armen Bienenvölker und der

schöne Bienenstand waren aber vernichtet. Das Wachs wurde auf einen Haufen geschüttet und von den Rindern gefressen.

Endlich sollte das Vieh fortgetrieben werden. Jetzt war die Gefahr besonders groß, dass man zum Treiben mitgenommen und dann verschleppt wurde. Als ich merkte, dass anscheinend der letzte Tag gekommen war, hielt ich mich versteckt. Bei ca. 20 Grad Kälte verbarg ich mich in dem kalten Stroh und fror sehr. Aber lieber sich erkälten als verschleppt zu werden. Ab und zu kamen die Russen in die Nähe des Strohes und ich hatte große Mühe, dass die Russen mich nicht am Husten oder durch das Zähneklappern bemerkten. Endlich waren sie fort und ich konnte etwas essen und mich auf freiem Fuße bewegen. So ein Viehzusammentrieb gab es auf unserem Hof im März noch einmal. Diesmal waren es aber ca. 100 Rinder mehr als beim ersten Mal.

Ein geretteter Abend

Von Siegfried Lenz

Reichhaltiger kann das Angebot einer Volkshochschule nicht sein: ob Porzellanmalerei oder Anfangsgründe der tamilischen Sprache, ob Webtechnik oder polynesischen Musikinstrumente – in unseren zahlreichen Kursen kann sich der Besucher, übrigens zu durchaus erschwinglichem Preis, vertraut machen mit dem Wissen der Welt, mit den Fertigkeiten und dem Ausdrucksverlangen des Menschen. Jeder bei uns weiß, dass dieses variationsreiche Angebot allein Alexander Blunsch-Hochfels zu verdanken ist, unserem Direktor, der immer wieder Lücken im

Programm aufspürt und es sich nicht nehmen lässt, bei der Auswahl der Referenten ein Wörtchen mitzureden. Seine Gelassenheit, sein meditatives Wesen und nicht zuletzt seine gelegentliche Verklärtheit lassen mich bei jeder Begegnung daran denken, dass er sechs Jahre als Mönch gelebt hat.

Immer hätte ich ihn so in Erinnerung behalten, wenn ihm nicht jene Mittwochsveranstaltung eingefallen wäre, bei der vor zahlreichem Publikum von ihm sogenannte „Heilsame Ärgernisse“ verhandelt werden sollten.

Die erste Veranstaltung trug den Titel „Scharfrichter oder Geburtshelfer? Über das Wesen literarischer Kritik“. Zehn vor acht ließ er mich durch den Hausmeister zu sich rufen, vergaß, mir einen Platz anzubieten, musterte mich mit seltsam unterlaufenem Blick, wobei er, heftig nach Atem ringend, eine Hand beschwichtigend auf seine Herzgegend legte. Schließlich wollte er mit belegter Stimme wissen, ob ich bereits einen Blick in den großen Vortragssaal riskiert hätte, der laufe über, da werde gleich das Chaos ausbrechen, vermutlich habe man schon einige Besucher totgetrampelt. Gerade wollte ich ihn zu dem unerwarteten Interesse beglückwünschen, als er stöhnend feststellte: Wir haben keinen Referenten, Klausnitzer! Wir haben zur Eröffnungsveranstaltung keinen Referenten! Aber Schniedewind, sagte er erbittert und richtete seine Augen zur Decke, Schniedewind hat viertel vor acht eine Nierenkolik bekommen; seine Frau hat das gerade bestellt. Mit einem verstümmelten Fluch sank er in seinen Armstuhl – ihm, der noch nie einen Fluch gebraucht hatte, fiel in besorgniserregender Verzweiflung tatsächlich das Wort Stinktief ein; und als ich die Unvorsichtigkeit beging, ihn zu fragen, was wir denn nun tun sollten, seufzte er: Einen Referenten, Klausnitzer, schaffen Sie einen Referenten her, beweisen Sie, dass Sie ein geborener Volkshochschulmann sind. Ich stürmte in mein Zimmer, rief bei Häfele an – der redete gerade in Itzehoe; rief Klimke an – der erwartete den Kulturdezernenten; schließlich fasste ich mir ein Herz und fragte bei Seegatz an, der nichts anderes zu tun hatte, als mich höhnisch auf seinen letzten Artikel hinzuweisen, in dem er mit unserem

Programm unbarmherzig ins Gericht gegangen war.

Punkt acht trat ich auf den Korridor, ein unheilvolles Brausen drang zu mir herauf, ein Scharren und Poltern und dunkles Wehen, mit dem sich im Allgemeinen klassische Sturmfluten ankündigen. Wie viel mühsam gebändigte Erwartung, wie viel Gereiztheit und thematische Hitze fanden da zusammen! An der Tür meines Direktors zu lauschen bekam ich nicht fertig; zu sehr fürchtete ich mich vor seinem Stöhnen.

Gerade hatte ich beschlossen, in den großen Vortragssaal hinabzugehen und das Auditorium mit unserer exemplarischen Verlegenheit bekanntzumachen, als ein zartes, eisengraues Männchen auf mich zutrat und bescheiden fragte, wo der Vortragsraum B 6 zu finden sei. Ich sah ihn mir an: sein selbstgenügsames Lächeln, sein feines Lippenspiel, das Vergebungsworte zu produzieren schien, das kleine Leuchten in seinen Augen, das eine eigene Leidenschaft bezeugte, und plötzlich erfasste mich ein waghalsiges Zutrauen. Sind Sie Referent? Fragte ich. Meereskundler, sagte er mit leichter Verbeugung und fügte noch etwas hinzu, das ich allerdings nicht mitbekam; denn schon hatte ich ihn eingehakt, schon führte ich ihn die Treppe hinab – mit dem Mut, den man nur einmal geschenkt bekommt.

Da sich in unserem Haus die Referenten selbst vorstellen, bugsierte ich das Männchen zum Pult und überließ es sich selbst. Ein kurzes, freudiges Erschrecken zeigte sich auf seinem Gesicht – vermutlich war er andere Zuhörerzahlen gewöhnt –, dann wartete er geduldig, bis es ganz still geworden war, nannte seinen Namen – Elmar

Schnoof – und gab das Thema an: „Über Aquariums-Kultur – Ein Streifzug durch ein Seeaquarium“.

Mir stockte der Atem, um es mal so zu sagen, das Auditorium lauschte verblüfft, hier und da meldete sich Ratlosigkeit, aber unüberhörbar waren auch einige Laute glucksender Belustigung und heiterer Zustimmung – anscheinend witterten einige Zuhörer ein parabelhaftes Versteckspiel. Elmar Schnoof breitete die Arme zu segnender Geste aus, und mit einem rhetorischen Feuer, das mich erstaunte, ließ er sich mit allgemeinen Bestimmungen über das Seeaquarium aus. Ein Schöpfungsspiegel sei es, ein mit Hilfe von Erkundung und Erkenntnis komponiertes – er sagte tatsächlich: komponiertes – Kunstwerk, in dem das Geheimnis der Tiefe ans Licht gebracht, anschaulich und erlebbar wird. Was dem Leben in Zeit und Verborgenheit je einfiel: der unglaubliche Formenreichtum, die mit Zweckmäßigkeit gepaarte Schönheit und nicht zuletzt das waltende Gesetz, unter dem unser Dasein steht: im Seeaquarium biete es sich uns dar, in dieser geglückten, ja gedichteten Nachahmung, die die Forderung nach Wissen und nach Unterhaltung gleichermaßen erfüllt.

Mein Nebenmann, redlich befremdet, stieß mich an und fragte flüsternd, ob er sich hier im großen Vortragsaal befinde, und als ich es ihm nickend bestätigte, warf er sich kopschüttelnd zurück. Ein bärtiger Kerl, der sich auf der Fensterbank lümmelte und der mir schon mehrmals als Zwischenrufer unangenehm aufgefallen war, ermahnte den Referenten: Zur Sache, worauf der, mit entwaffnender Unbeirrbarkeit, fortfuhr: Also ist das Seeaquarium ein Anlass zu gelenktem Entdecken – es

ist, ähnlich wie die Literatur, eine Wieder-Erfindung der Welt.

Dankbar für den Vergleich, zu dem er gefunden hatte, entspannte ich mich ein wenig, konnte jedoch nicht verhindern, dass meine Gesichtsnerven zuckten, dass mein linkes Bein aus Schlag wie unter elektrischen Schlägen. Ein leichtes Herzrasen aber setzte ein, als das Männchen, selig abschweifend, die niederen Organisationsformen aufzählte und lobte: er erwähnte die Schwämme, pries die Cölenteraten, von denen er die gelbe Koralle und die Seeanemone besonders hervorhob; dann befasste er sich mit Krebstieren, Stachelhäutern und Würmern, wobei er den Röhrenwurm eigens herausstrich; und schließlich äußerte er sich geradezu schwärmerisch über einige Weichtiere, vor allem Pilgermuschel und Kielschnecke. Mein Nebenmann stieß mich abermals an, und nicht mehr flüsternd, sondern halblaut fragte er: Spinnt der, oder will er uns verarschen? Ich brauchte ihm nicht zu antworten, denn in diesem Augenblick rechtfertigte der Referent seine Aufzählung: Alles, so bilanzierte er, hat seine Niederung, den blühenden, den nährenden Lebensstoff, das im Schweigen Ruhende; ohne einen Begriff von sich selbst zu haben, liefert es uns dennoch einen Begriff von der Welt.

Während das Männchen sich einen Schluck Wasser genehmigte, verließen zwei Zuhörer den Saal – anscheinend jedoch nicht, weil sie enttäuscht waren, sondern weil sie ihren Hustenreiz nicht loswerden konnten. Das große Auditorium schwankte zwischen Unverständnis und amüsiertem Neugier; man hob die Augenbrauen, man grinste, man schüttelte den Kopf und

tuschelte angeregt, viele wie angeleimt von Erwartung.

Nun aber zu ihnen, rief das Männchen, zu den formenreichen Wesen, die uns entzücken und erschrecken, die uns die Schönheit vor Augen führen und die Unerbittlichkeit des Daseins, zu ihnen, die den Sinn für Mythos und Symbol wach erhalten: zu den Fischen. Er erinnerte daran, dass Assyrer und Ägypter den Fisch als göttlich verehrten und dass die Priester in Lykien aus dem Erscheinen gewisser Fische weisagten. Er erwähnte auch, dass der große Aristoteles sich in einer Klassifikation versuchte, und danach begann er endlich, sein Seeaquarium zu besetzen. Respektvoll gab er Lurchfisch und Quastenflosser, die den Beweis unseres Herkommens lieferten, den Vorzug, ließ Schmelzschupper auftreten, frühe Knorpel- und Knochenfische, die die Tiefe der Zeit bezeugten. Und schmunzelnd ließ er dann alles durcheinander schwärmen, was sich einen Namen verdient hatte: den Knurrhahn, den Meeraal und das Petermännchen, den Zitterrochen und sogar den Schleierschwanz. Nicht annäherungsweise lässt sich das farben- und formenreiche Inventar schildern, das er seinem Seeaquarium zudachte.

Sie haben den Hammerhai vergessen, rief plötzlich der ewige Zwischenrufer, worauf der Referent bescheiden sagte: Sie können sich ihn gern hinzudenken, Ihren Hammerhai, der es freilich an Selbstbewusstsein, an Entschiedenheit, an Wachsamkeit und Schwimmkunst bei weitem nicht mit einer Art aufnehmen kann, die das mannigfache Leben im Seeaquarium nicht nur kontrolliert, sondern auch reguliert: ich meine den Großen Zackenbarsch (Ser-

ranus gigas). Den schon die phönizischen Fischer für bemerkenswert hielten.

Jetzt hielt es meinen Nebenmann nicht mehr, er sprang auf, er wollte tatsächlich wissen, was denn das Bemerkenswerte am Großen Zackenbarsch sei, und das Männchen antwortete bereitwillig; stellte also fest, dass der Große Zackenbarsch sich durch keinen Köder verführen lasse, mithin unbestechlich sei. Obwohl er einen nennenswerten Appetit habe, fuhr er fort, verschlinge er die Beute nicht wahllos, sondern, wie schon die Phönizier beobachtet haben, nach aufschlussreichem Prinzip: als Gegner modischer Extravaganz schnappe er sich vorzugsweise, was blendet, was verschleiert, was garniert und dekoriert und sich arg verstellt, zum Beispiel Papageien- und Trompetenfisch, Schleierschwanz und Kofferrisch. Sein Wirken, sagte der Referent, habe durchaus etwas Richterliches; oder genauer: etwas Anklägerisches. Indem der Große Zackenbarsch nun aber auf seine eigene Art eine Auswahl treffe, begünstige, ja rechtfertige er andere Erscheinungen des Schöpfungstextes, so zum Beispiel den redlichen Kabeljau, den Laternenfisch und das humorvolle Seepferdchen. Anklage und Verteidigung, so bilanzierte der Referent, sie gehören immer zusammen. Zugegeben: im ersten Augenblick glaubte ich mich wirklich verhöhrt zu haben, doch was aus einer Ecke zu mir drang, war tatsächlich Beifall; und als das Männchen bemerkte, dass der Große Zackenbarsch gewissermaßen das juristische Prinzip im Seeaquarium darstelle, erntete er zustimmendes Schmunzeln.

Die Aufmerksamkeit steigerte sich, als der ewige Zwischenrufer fragte, ob dieser bemerkenswerte Zackenbarsch sich nicht auch mal irren könnte, verhängnisvoll irren könnte. Das ist wahr, sagte der Referent; trotz aller Erfahrung, trotz enormen Unterscheidungsvermögens irre er sich mitunter, aber noch sein Irrtum – so krächte er – ist insofern bedeutsam, als er auf die exemplarische Funktion einer Erscheinung verweist, die in sich Ankläger und Verteidiger vereinigt. Ja oder nein: wer den Mut zu letzter Klarheit aufbringt, ist irrtumsfähig; nur ein taktisches Sowohl-als-auch schützt vor Irrtümern.

Für immer rätselhaft wird mir das Verhalten des Auditoriums bleiben: je länger der Referent sprach, desto spürbarer ließen Unduldsamkeit und Gereiztheit nach, ein maulender Zuhörer, dem das Thema verfehlt schien, wurde ausgezischt, und nachdem er und drei, vier weitere Unzufriedene den Saal verlassen hatten, lud das Männchen zu einer Diskussion ein, wie sie erschöpfender und beziehungsreicher nicht gedacht werden kann. Entspannt lauschte ich dem Frage- und Antwortspiel. Da wurde heiter gefragt, ob man dem Zackenbarsch Maßstäbe zugutehalten könne, und der Referent sagte: Wohl nur seine eigenen. Ob dieser Richter im Seeaquarium sich auf irgendeinen Auftrag berufen könne, wurde gefragt. Der Referent schüttelte den Kopf. Offenbar waltet er seines Amtes, sagte er, weil er Meinungen hat, weil er also – zum Beispiel – Anspruch und Vermögen des Papageienfisches beurteilen kann. Und weiter ging es in sonderbarem Einverständnis; keine Frage brachte den Referen-

ten in Verlegenheit, selbst als einer wissen wollte, ob der Große Zackenbarsch auch eine gesellschaftliche Funktion erfülle, gab er bereitwillig, wenn auch etwas gequält, Antwort.

Plötzlich erschrak ich. Als ich einmal zufällig zur offenen Tür blickte, erkannte ich zwei Sanitäter, die die Treppe hinaufstürmten. Ich wusste sofort, wohin sie wollten. Von Sorge bestimmt, verließ ich den Vortragssaal, angegiffet und von ungnädigen Blicken begeisterter Zuhörer begleitet.

Blunsch-Hochfels, mein Direktor, lag ächzend in seinem Sessel und überließ gerade eine schlappe Hand einem der Sanitäter. Der Hausmeister, der die Sanitäter gerufen hatte, machte mir überflüssigerweise ein Zeichen, leise aufzutreten. Ich übersah sein Zeichen. Ich trat in den Gesichtskreis des Zusammengebrochenen und fragte, was geschehen sei. Mühevoll, wie es seiner Lage entsprach, öffnete mein Direktor die Augen und sagte: Botho von Sippel ... abgesagt ... seine Schwester hat eben angerufen. Der banalste Grund: Autounfall.

Aber er ist doch erst morgen dran, sagte ich. Niemand kann Botho von Sippel ersetzen, sagte mein Direktor, niemand ist so geeignet, über „Geist und Macht“ zu sprechen, wie er. Über „Geist und Macht“? fragte ich und gab schon einem Einfall nach. Über „Geist und Macht“, bestätigte mein Direktor. In diesem Augenblick drang aus dem großen Vortragssaal ein Beifall zu uns herauf, wie wir ihn nur sehr selten gehört hatten, frenetisch zunächst und dann rhythmisch. Wem gilt das? fragte Blunsch-Hochfels matt und verwirrt, und ich darauf, spontan: Wem? Dem Großen Zackenbarsch.

Vom Mythos Ostpreußen ins heutige Polen – auf den Spuren meiner Mutter

Ein Reisebericht von Regula Pestalozzi-Seger

Ich heiße Regula Pestalozzi-Seger, bin 57 Jahre alt und Schweizerin. Was mich mit Ostpreußen verbindet, werden Sie gleich erfahren. Knapp drei Jahre nach dem Tod meiner Mutter haben sich mein Mann Georges und ich auf eine Reise begeben, um den Spuren meiner Mutter, meiner Familie nachzuforschen.

Meine Mutter Dorothea Seger-Parschau wurde 1925 in Bareischkemen geboren, einem Ort, den wir weder auf alten Landkarten noch mit Hilfe von Personen gefunden haben. Sie war die Älteste von drei Kindern, ihre jüngere Schwester Hanna Bleck-Parschau kennen Sie als Redaktionsmitglied des Allensteiner Heimatbriefes. Im Januar 1945, gerade mal 20 Jahre alt und nach ihrem Abitur als Kriegsdienstverpflichtete auf dem Fliegerhorst Heiligenbeil tätig, konnte meine Mutter ausfliegen und landete dann nach einigen Wirren in Hamburg, wie der Rest der Familie Parschau auch.

Beim Studium zur Konzertpianistin lernte sie dort meinen Vater kennen, einen jungen begnadeten Schweizer Pianisten. 1955 heirateten sie in der Schweiz und ließen sich in Bern nieder. Und hier bin ich aufgewachsen.

In meiner Kindheit und Jugend wurde nicht viel erzählt aus der Vergangenheit meiner Eltern. Einzig einige Namen tauchten immer mal auf: Allenstein, Lyck, Sensburg, Neidenburg und Sucholasken. In Sucholasken lebte der Großvater auf einem großen Bauernhof. Da verbrachten die Parschau-Kinder alle ihre Ferien. Von wunderschönen Schlittenfahrten in eiskalten Wintern mit viel Schnee und von großen Heuhaufen, auf die man klettern konnte und sich drin verstecken in heißen Sommerferien, hörten wir immer wieder mal unsere Mutter schwärmen. In der Wohnung meiner Eltern hingen dann ab 1974 zwei wunderschöne große Farbphotografien von diesem Bauernhof: Zwei recht verfallene alte Gebäude mit hohen Bäumen umgeben, sehr romantisch.

Was ich auch wusste aus Mutters Jugend: Es gab immer einen See in der Nähe dort, wo sie wohnte, und die Familie wechselte häufig den Wohnort. Meine Mutter war eine sehr gute Schwimmerin, was mir als Kind immer auffiel, wenn ich andere Mütter beobachtete, die kaum die Füße ins Wasser tauchten. Auch auf den Schlittschuhen fühlte sich meine Mutter sicher, was mich damals auch erstaunte.

Zu diesen etwas romantisch angehauchten Bildern, die ich mir als Kind machte aus Mutters raren Erzählungen, kam noch die Gewissheit hinzu, dass man dort nicht mehr hinfahren kann. Ostpreußen wurde für mich zum Mythos.

Wie meine Mutter die Kriegsjahre erlebt hatte bis zur Flucht, davon wurde nie gesprochen. Außer dass wir immer die Teller leer essen mussten: „Wenn ihr wüsstet, wie wenig wir zu essen hatten“ oder so ähnliche Kommentare schätzten wir als Kinder gar nicht!

Noch verschwiegener als meine Mutter waren meine Großeltern. Sie verbrachten jeweils das Sommerhalbjahr in der Schweiz, hatten alle Zeit für uns Kinder und waren uns die besten Großeltern, die man sich vorstellen kann. Aber sie haben nie etwas aus ihrem früheren Leben erzählt.

Als meine Mutter ein gewisses Alter erreicht hatte, schrieb sie ihre Flucht auf, suchte die alten Fotos zusammen, die Oma nach der Flucht aus aller Welt wieder zugeschickt bekommen hatte und begann, ihre Jugend zu dokumentieren. Dies war ein sehr schmerzhafter Prozess für sie, von dem sie sich nie mehr recht erholte. So, das ist in groben Zügen die Vorgeschichte meiner Reise in den Osten. Im Sommer 2013 machten mein Mann und ich uns auf den Weg, endlich diesem Mythos ein Gesicht zu geben, eine Entdeckungsfahrt in die Vergangenheit meiner Familie mütterlicherseits, aber auch in die Gegenwart eines wunderschönen, sympathischen, aufgeschlossenen modernen EU-Landes, das sich seiner Geschichte durchaus bewusst ist.

Ausgerüstet mit Fotomaterial, altem und neuem Kartenmaterial und vielen guten Tipps meiner Tante Hanna geht es los. Nach drei Tagen Gdansk / Danzig fahren wir mit dem Mietauto los Richtung Masuren. Das Wetter ist regnerisch, kein guter Start für unsere erste Station: Am Jez. Juksty/Ixtsee in der Nähe von Mragowo / Sensburg haben wir ein Häuschen gemietet. Von hier aus wollen wir erste Erkundungsreisen unternehmen. Das Häuschen hält, was es verspricht: hübsch eingerichtet, auch für Regentage, wie sich herausstellen wird. Der Bootssteg und das Ruderboot warten vorne am See auf schöneres Wetter.



Am Ixtsee

Unsere Vermieter, ein nettes Paar in unserem Alter aus Olsztyn, erzählt uns etwas aus ihrer Familiengeschichte: Die Mutter der Frau wurde mit ihr aus Litauen ausgesiedelt, die Familie des Mannes musste aus dem Südwesten Russlands (heutige Ukraine) nach Polen umsiedeln. Wir werden ein erstes Mal mit der polnischen Geschichte nach 1945 konfrontiert!

Am nächsten Morgen ist dann das Wetter schon freundlicher: Sonne und Wolken wechseln sich ab, wir fahren nach Mragowo / Sensburg. Hier wohnte meine Mutter mit ihrer Familie 1936 nur zehn Monate lang, und das kam so: Mein Großvater, bei der Polizei tätig, hatte den Auftrag, das Pfarrhaus zu durchsuchen, da Verdacht auf anti-nationalsozialistische Tätigkeit bestand. Mein Opa einigte sich mit dem Pfarrer auf gegenseitiges Vertrauen und ließ die Hausdurchsuchung bleiben. Das Ganze kam ans Tageslicht, was mit dem Pfarrer geschah, ist nicht bekannt. Mein Großvater wurde strafversetzt ganz in den Osten, nach Lyck. Er hatte großes Glück, es hätte damals viel schlimmer enden können!

Mit dieser Geschichte im Kopf bummeln wir also durch Mragowo, es herrscht Sonntagsstimmung: alles spaziert, fährt auf dem Rad, isst Eis. Wir spazieren an der Kirche vorbei. Welches war wohl das Pfarrhaus? Wir haben aber noch ein ganz anderes, ziemlich kühnes Ziel: Wir wollen anhand einer alten Fotografie das Haus am Philosophenweg 67 mit den hübschen Giebeln und den Birken davor suchen, in dem auch mein Onkel geboren wurde.

Den Philosophenweg gibt es allerdings nicht mehr, den polnischen Straßennamen können wir nicht herausfinden, das Unterfangen scheint aussichtslos. Aber ich gebe nicht auf, klappere Straßenzug um Straßenzug ab, im Schlepptau einen zunehmend lustlosen Ehemann! Dann kurz vor dem Einbruch der Dunkelheit: Das Haus ist gefunden, es besteht kein Zweifel, auch wenn nur noch eine Birke davorsteht. Der erste große Erfolg auf dem langen Weg meiner Ahnenforschung! Andächtig bleiben wir eine Weile vor dem Haus stehen, jetzt an der ul. Mrongowiusza 9.



Sensburg, ehem. Philosophenweg

In unserer ersten Nacht im Häuschen höre ich unheimliche Geräusche im Zimmer: ein Flattern verbunden mit einem kalten Luftzug. Ich zünde das Licht an – über uns flattert eine Fledermaus durchs Zimmer! Nach mehreren Versuchen vertreiben wir das Tier in die übrige Wohnung und schließen die Tür zu. Am nächsten Morgen bleibt das Tier verschwunden.

Etwas verkatert und immer noch etwas irritiert durch unseren nächtlichen Besucher starten wir in den nächsten Tag: wir wollen die lange Fahrt nach Etk/Lyck unter die Räder nehmen. Das Wetter ist windig, frisch. Meine Mutter hatte doch immer von den heißen Sommermonaten geschwärmt? Davon wird die ganze Reise nicht viel zu spüren sein!

Ein erster Zwischenhalt in Mikołajki/Nikolaiken mit Kaffeehalt und Gofry (Waffel mit Beeren und Sahne) erfrischt uns für die Weiterfahrt. Auf der Hauptstraße 16 nach Osten kommen wir gut voran: Lange Alleen, Wald und weite Getreidefelder und immer wieder ein Gewässer links oder rechts und dann erreichen wir nachmittags Etk/Lyck. Jetzt geht es natürlich wieder darum, das Wohnhaus zu finden, in dem die Parschaus von 1936-41 gewohnt haben. Wir gehen aber heute systematischer vor und peilen das Touristen-Info-Zentrum an. Zwei nette junge Frauen zücken sogleich ein Heft, in dem die alten Straßennamen drin stehen. Sie schauen sich unser mitgebrachtes Bild genau an und zeigen uns zwei in Frage kommende Straßenzüge auf dem Stadtplan. Und siehe da, schon bald stehen wir davor, an der ul. Swiackego Sepa 5, früher Posener Weg 3. Das Haus ist total renoviert, wir hätten es fast nicht wiedererkannt. Im ersten Stock hatte meine Mutter gewohnt, im Erdgeschoss ihre erste Jugendliebe.



Lyck, ehem. Posener Weg

Etik hat ein paar Häuserzeilen, die an die alte Zeit erinnern: wunderschöne alte verzierte Mietshäuser. Dann der stolze Platz: heute Park der Solidarität, früher Königin-Luise-Park. Ich stelle mir meine Oma vor, wie sie hier mit dem Kinderwagen spazieren ging. Szenen aus dem Buch „Wolken über weitem Land“, das ich auf dieser Reise zu lesen begonnen habe, gehen mir durch den Kopf. Ansonsten braucht es etwas Fantasie, sich die Stadt vor 70 Jahren vorzustellen. Wir hätten gut zwei Tage einplanen sollen, so haben wir zu wenig Zeit, um die Stadt näher zu erkunden. An einer Ecke am Straßenrand sitzen zwei Bauersfrauen, wir kaufen Kirschen, Heidelbeeren und Gemüse bei ihnen ein, dann spazieren wir auf der berühmten Seepromenade zurück zum Auto. Ab und zu kriegen wir einen Spritzer der Wasserfontäne ab, die wie hier an jedem Seeufer ihr Wasser speit.

Auf der Rückfahrt haben wir die Abendsonne vor uns und die Landschaft wird in ein wunderbar warmes Licht getaucht. So habe ich mir Masuren immer vorgestellt, wunderschön! Es gibt überhaupt kein Verkehrsaufkommen, obschon es Feierabendzeit, also bei uns zu Hause Stau-Zeit ist.



Allee in Masuren

Der nächste Tag ist grau. Der richtige Moment, uns das Symbol für die grau(sam)e Vergangenheit anzusehen: Die Wolfsschanze. Auf dem Weg dorthin halten wir ein erstes Mal an bei Christels Pension und ihrem Bauernmuseum.

Nebst Krügen, Wäschemangeln, alten Küchengeräten lassen wir uns berühren durch die verschiedenen Flucht-Tagebücher, im Winter 45 geschrieben. Nach der Wolfsschanze erholen wir uns in Ryn/Rhein mit seinem Schloss und seiner schönen Promenade am See, wo die Kinder fischen und die Segelboote eine hübsche Kulisse bieten.



Bei Ryn

Die alte Mühle ist frisch restauriert, bietet eine tolle Delikatessen-Abteilung und ein Gartenrestaurant, der Himmel klart auf und wir können sogar draußen sitzen. Ein gutes Omen für den morgigen Tag, meinen Geburtstag. Nach einer kurzen Nacht (unser Hausgeist tobt wieder über uns in der Zwischenwand) starten wir in einen wunderschönen warmen Sommertag. Heute fahren wir an die Krutyna, ins Touristenparadies. Jetzt am Vormittag hat es noch nicht viele Menschen hier und wir finden schnell einen Mann, der uns eine Tour auf dem Fluss staken wird. Am malerischen Ufer erwarten wir das Boot, auf dem wir zusteigen sollen. Und wer sitzt schon in dem Boot? Wir können es kaum fassen: die Französisch-Lehrerin unserer Kinder vor bald 20 Jahren! Die Welt ist doch klein geworden! Ein fröhliches Wiedersehen und Austauschen beginnt. Es ist total schön, so ruhig durchs seichte Wasser zu gleiten. Mit der Zeit wird die Zahl von Paddlern um uns herum immer grösser. Was sich da

alles den Fluss runter treiben lässt: Kenternde Schülerscharen, Säuglinge in Schwimmwesten, verschiedenste Hunde, feuchtfrohliche Paare... Aber immer wieder lassen wir uns verzaubern von dieser Natur-Idylle.



Auf der Krutyna

Das nächste Ziel ist Gałkowo, wo das alte Jagdhaus der Dönhoffs aus Steinort wieder aufgebaut wurde. Ein wunderschöner Flecken Erde, üppige Blumenpracht in großzügiger Gartenanlage und dieses wunderschöne alte Haus, dem man nicht ansieht, dass vieles daran neu gemacht worden ist! Hier in dieser Gegend jauchzt mein Herz, nicht nur, weil ich Geburtstag habe. Nein, hier in den kleinen Dörfern gibt es Gärten, die an idyllische Kindertage erinnern und viele gemütliche alte Häuser. Und die alte orthodoxe Holzkirche und das Kloster der Altgläubigen...

Die Abendsonne scheint warm, alles ist in goldiges Licht getaucht – einfach wunderschön! Ganz anders Ruciane/Niedersee, was auf der Karte schön gelegen ist: Das Zentrum entpuppt sich als Flaniermeile mit zahlreichen Imbissbuden, Hüpfschlössern und geräuschvollen Spielhallen. Schnell hier wieder weg zurück zu unserem malerischen Häuschen, wo ich noch zum Abschluss dieses schönen Tages von meinem Mann zu einer Ruderbootfahrt im Abendlicht eingeladen werde. Endlich wird es warm!

Am nächsten Tag genießen wir unser erstes Bad im See, die Liegestühle auf dem Bootssteg und abends eine lange Schifffahrt von Mikotajki/Nikolaiken auf den Jezioro Sniardwyl /Spirding-See.



Unser Bootssteg

Am folgenden Tag ist wieder Ahnenforschung angesagt, diesmal an die Orte meiner Großeltern. Aus dem Ahnenbüchlein zum Beweis arischer Abstammung (wie grässlich!) entnehme ich, dass meine Oma Minna Kutz wie auch ihr Vater Adolf Kutz in Jeziorken geboren wurde. Und hier passiert uns ein lustiger Fehler, aber davon später. Bei wiedermal grauem Wetter starten wir Richtung Jeziorko/Jesziorken, etwas nördlich der Hauptstraße nach Lötzen. Wir biegen also ab von der Hauptstraße und holpern langsam auf zuerst gepflasterter, dann sandiger Waldpiste entlang, bis wir Jeziorko erreichen: einen verträumten Weiler mit vielen sehr alten Häusern, z. T. bewohnt, renoviert, aber auch ruinös verfallen: Eine wunderschön verträumte Ecke und gemäß Prospekt einer der ältesten Pruzzen-Orte! In welchem Haus hat wohl meine Oma ihre Kindheit verbracht? Da wir keine weiteren Angaben haben, fahren wir weiter durch zur Straße nach Gizycho/Lötzen. Nicht weit von hier wäre auch Opas Geburtsort Kamionki /Kamionken/Steintal. Haben sich die zwei schon hier kennengelernt? Angesichts der Straßenverhältnisse ersparen wir uns aber diesen Umweg.

Beim nächsten Ziel haben wir genauere Angaben: Rund um Wydminy/Widminnen hat viel Familiengeschichte stattgefunden. Wir suchen den Bauernhof meines Urgroßvaters in Sucholaski und das Wohnhaus meiner Großtante in Masuchowka. In Masuchowken fahren wir zweimal durch das Dorf, das Foto des Hauses in der Hand, aber immer stimmt die Anzahl Fenster nicht oder das Haus ist viel kleiner. Schlussendlich kommen zwei Häuser in Frage: das eine ist renoviert und die Türe zugemauert, das andere nur noch zur Hälfte vorhanden (der Rest ist abgebrannt). Etwas enttäuscht lassen wir das Dorf hinter uns und kehren zurück nach Widminnen.

Wir besichtigen die Kirche: Von außen nichts Besonderes, bezaubert sie aber von innen, gemäß Prospekt stammt sie aus dem 17. Jh. und ist allerliebste renoviert. Zu denken, dass hier Oma und Opa geheiratet haben, berührt mich sehr und ich zünde ihnen eine Kerze an! Die Kirche ist jetzt katholisch.

Ein kurzer Spaziergang entlang der neu gestalteten Uferpromenade führt uns an netten Häuschen mit abfallenden Gärten vorbei, aber auch an verwilderten Grundstücken. Am Wasser entdecken wir zahlreiche vermoderte Fischerhütten, im hohen Gras versteckt. Eine neue Fußgängerbrücke würde zu einer Halbinsel führen. Wir aber kehren um und widmen uns wieder der Spurensuche. Es regnet leicht, als wir in Sucholasken den Feldweg finden, der zum Hof führt.



Sucholasken, Omas Haus

Wir scheinen das richtige Haus gefunden zu haben! Es wirkt bewohnt, wurde saniert, die Umgebung ist gestaltet. Ein Hund bellt, ist aber angekettet. Niemand ist zu sehen. Wir machen einige Fotos und beschließen dann, wieder zu

gehen. Aber welch Glück, auf dem Weg zurück kommt uns eine Frau entgegen. Sie wirkt nicht eigentlich überrascht, versteht aber kein Englisch und auch nicht wirklich Deutsch. Ich zeige ihr mein altes Bild vom Hof, sie ist erfreut und lädt uns ein, mit ins Haus zu kommen. Drinnen kocht uns Ewa polnischen Kaffee: grob gemahlen mit Wasser aufgebrüht. Schmeckt gut, ich habe aber etwas zu kauen an den Stücklein, die obenauf schwimmen. Dann beginnen wir ein Gespräch, das ich mittels Wörterbuch führe, indem ich ihr immer ein bis zwei Wörter zeige. Ewa antwortet auf dieselbe Art. So erfahren wir etwas aus ihrem Leben und ihrer Familie und ich erzähle von meiner Oma, die hier mit ihrem Vater aufgewachsen ist, von meiner Mutter, die hier alle Ferien beim Großvater verbracht hat. Ewa freut sich an meinen alten Bildern, v. a. an dem der Scheune, die jetzt nicht mehr dasteht. Ich verspreche, ihr die Bilder zuzuschicken. Wir verabschieden uns, sichtlich gerührt durch diese Begegnung, die wohl für uns beide eine freudige Überraschung ist.

Wir bekommen noch die Adresse von Walter Zantopp, den wir besuchen sollen, da er der einzig deutschstämmige Bewohner im Dorf ist. Leider ist bei Zantopps aber niemand zuhause und so fahren wir zurück nach Gizycko/Lötzen, wo wir mit einem Stadt- und Hafenumrundung diesen regnerischen, aber ereignisreichen Tag abschließen. Auf der Heimfahrt sticht wieder die Sonne hervor, die autoleeren Alleen zeigen sich in goldenem Licht und mir geht der Reim durch den Kopf, den unsere Mutter oft beim Wandern rezitiert hat: „Links ne Pappel, rechts ne Pappel, in der Mitt nen Pferdeappel...“

Unsere Ferienwoche am See ist zu Ende, nächste Station ist Allenstein! Auf der Fahrt dorthin besuchen wir Swieta Lipka/Heiligenlinde und Reszel/Rössel und machen Picknick-Halt an einem See. Hier weht der Wind stürmisch, es bilden sich Kronen auf dem Wasser. Die Polen scheint das nicht zu stören: Während wir im Faserpelz da sitzen, tummeln sich ganze Familien im Wasser!

In Olsztyn/Alenstein wartet bereits Renata Barczewski vor dem Haus Kopernikus auf uns. Hier werden wir die nächsten drei Nächte verbringen. Das Zimmer ist komfortabler als erwartet, mit eigenem Bad und äußerst preiswert!

Ich versinke wieder in Ahnenforschung: Mit dem Ahnenpass und der Masurenkarte entdecke ich noch einige Geburts- und Heiratsorte der Familie, stelle aber auch erstaunt fest, dass wir vor ein paar Tagen das falsche Jeziorken besucht haben: nebst dem Jeziorko gibt es nämlich auch ein Jeziorki/Schöntal, ganz im Norden Richtung Goldap, und meine Oma stammt aus diesem Ort. So ein lustiges Missverständnis!

Nun sind wir also in Muttis Allenstein, in der Stadt, in der sie ihre letzten vier Jugendjahre (1941-45) verbracht, wo sie Abitur gemacht hat und von dem wir nur das Hohe Tor und das Schloss von alten Fotos kannten.

Abends ziehen wir los in die hübsche Altstadt. Zuerst am neuen Rathaus vorbei und neben dem Hohen Tor vorbei.

Es ist immer noch eingezäunt, die Grabungsarbeiten sind nicht beendet. So müssen wir darauf verzichten, durchs Tor zu schreiten! In der Altstadt wimmelt es von Pubs und Restaurants, es ist Samstagabend und an verschiedenen Orten spielt eine Live Band, aber es ist noch zu kühl, um draußen zu sitzen. Die

Gassen sind schön beleuchtet, es wirkt alles sehr lebhaft und freundlich. Hier wird es uns nicht langweilig werden!



Allensteiner Hohes Tor

Der nächste Tag ist ein Sonntag und wir haben den letzten Ausflug in die Vergangenheit vor uns: Nidzica/Neidenburg, hier lebte Mutti als 3 bis 10 Jährige.

Das Wohnhaus ist schnell gefunden, gleich neben der Kirche. Es ist kurz vor Messe-Beginn und es strömen die Leute zur Kirche, während der Pfarrer sich im Kirchgarten noch sammelt. Früher war das der Tannenberglplatz, jetzt ul. Krzywa. Heute sieht das Haus noch ziemlich gleich aus, nur die Anzahl Fenster scheint sich deutlich vermehrt zu haben. Endlich wird uns klar: Das Haus wurde im genau gleichen Stil erweitert.



Neidenburg, ehem. Tannenberglplatz

Gegenüber dem Haus steht eine Vorschule mit Spielplatz. Alles in allem eine gemütliche Ecke, dementsprechend spielen auch Kinder draußen. Ich denke an das Bild im Album meiner Mutter, wo sie mit den Jungs aus der Nachbarwohnung draußen spielt. Mit ihnen hatte sie noch lange Zeit Kontakt im Westen. Mir wird plötzlich bewusst: An allen Orten haben die Parschais im Zentrum gewohnt. Na klar, Autos hatte man ja damals noch nicht!

Wir verlassen das Quartier und steigen zur Burg hoch. Wieder beeindruckend, diese alten dicken Gemäuer! Und leckere Kuchen gibt's da!

Olsztynek ist unser nächstes Ziel: Im „Folk Architecture Museum“ lassen wir uns auf einem langen Rundgang entrücken in die ländliche Bau- und Lebensweise und zurück nach Olsztyn fahren wir wieder in schönster warmer Abendsonne. Jetzt zieht es uns zum See, vielleicht reicht es noch für ein Bad?

Das Bad beschränkt sich aber auf einen langen sandigen Marsch durch den Wald und ein anschließendes Fußbad: Da, wo auch meine Mutter ihre Freizeit verbracht

hat damals mit ihren Jugendfreunden, wird das ganze Gelände am See umgebaut und der öffentliche Strand ist dadurch viel zu klein für all die Familien und Jugendlichen, die das warme Wetter genießen wollen. Dafür entdecken wir ein edles Restaurant: „Przystan“ mit Terrasse über dem Wasser und für hiesige Verhältnisse wohl unanständig sehr teuer. Aber die Küche ist absolute Spitze und für uns aus der Schweiz durchaus bezahlbar, wir leisten uns den Luxus! Zurück in der Stadt machen wir noch einen späten Bummel durch die gemütlichen Gassen und trinken in einem der zahlreichen Cafés herrlichen Tee. Die leckeren Kuchen sparen wir uns für morgen, die haben einfach keinen Platz mehr! Der nächste Tag beginnt mit einem gemütlichen Schwatz zwei Stockwerke tiefer im Büro der deutschen Minderheit bei Renate und Christine. Bei einem Kaffee erfahren wir einiges über die Aktivitäten dieser Gesellschaft, über ihre Freuden und Sorgen. Bewundernswert die Arbeit dieser Damen!



Allenstein, ehem. Roonstrasse

Von hier aus geht's nun zur letzten Etappe der Ahnenforschung: Wir suchen die Wohnung, in der Mutti und ihre ganze Familie von 1941 bis zur Flucht gewohnt hat.

Und auch diesmal sind wir erfolgreich, trotz Renovation und Umbau erkennen wir das Gebäude an der Tadeusz Kosciuszki (ehem. Roonstrasse). Die Balkone sind abgebaut, auch auf der Hofseite, die braucht's nicht mehr, denn jetzt ist eine Bezirksverwaltung im ganzen Gebäude einquartiert. Davor braust der Verkehr auf der breiten Straße. Wir aber stehen noch lange davor und auch auf

der Hofseite und schauen hoch zum dritten Stock. Wenigstens sind die Fenster noch die gleichen. Irgendwie einfach berührend, diese Momente!
Wir machen einen Bummel durchs Quartier mit Besuch der Herz-Jesu-Kirche und vorbei am ehemaligen Gymnasium und gelangen wieder in die Altstadt. Jetzt ist es Zeit für Kaffee und Kuchen in unserem Lieblingslokal. Anschließend besuchen wir die St. Jakobi-Kirche, ein schöner Kirchenraum, aber eher etwas düster für unseren Geschmack. Der Nordwind bläst kühl, wir beginnen zu frieren und entscheiden uns für einen Kleiderwechsel in „unserem“ Haus. Doch wieder draußen, mit warmen Schuhen und Jacken ausgestattet, wird es heiß. So schwitzen wir halt jetzt den Nachmittag durch, beim leckeren Salat auf dem Rathausplatz und beim Spaziergang zum Schloss, wo das Museum (weil Montag) geschlossen ist. Kühler ist es auf dem Spaziergang entlang der Lyna/Alle. Im Amphitheater findet das mehrtätige internationale Volkstanz-Festival statt. Trotz mittlerweile heißer Abendsonne bleiben wir mehrere Stunden sitzen und lassen uns faszinieren von lokalen Jugendgruppen, von bulgarischen, ukrainischen und mexikanischen Tanzgruppen auf höchstem Niveau. Die Stimmung im Publikum ist fröhlich, alle sind begeistert, spenden tosenden Applaus. Wir sind fasziniert und um ein schönes Erlebnis reicher.



Renate und Christine im Büro der AGDM

Am nächsten Morgen gibt's noch einmal eine Plauderrunde mit Renate und Christine im Büro und danach einen sehr herzlichen Abschied!

Das Wetter wechselt wieder mal auf Regen und Grau. Mit Zwischenhalt in Dobrze Miasto/Guttstadt und Orneta/Wormditt fahren wir nach Frombork/Frauenburg, wo wir, wie könnte es anders sein, im Hotel Kopernik übernachten. Ich wollte unbedingt noch das frische Haff sehen. Hier hat mein Opa im Januar 45 als Polizei-Offizier seinen ganzen Trupp heil rübergebracht, geriet dann aber in Kahlberg nach der Mithilfe beim Durchschleusen der Trecks mit seiner ganzen Mannschaft in Vergessenheit. Es grenzt an ein Wunder, dass sich die ganze Familie später heil in Hamburg wiedergefunden hat!

In Gedanken an all die Trecks, die hier versucht haben, übers Eis zu fliehen, stehen wir an der Mole. Die Tragik sprengt eigentlich unser Vorstellungsvermögen! Der Wind bläst uns fast weg und an eine Schifffahrt übers Haff ist nicht zu denken.



Frauenburg/Frombork und frisches Haff

Am nächsten Tag wagen wir den Abstecher auf die Nehrung mit dem Auto und landen in der polnischen „Sommerfrische“: Auf dem Weg über die Dünenwälder spazieren unzählige Familien vom und zum Meer. Am Strand herrscht Großbetrieb, aber einige hundert Meter weiter weg wird es ruhiger. Für ein Bad besteht überhaupt kein Anlass, die Sonne ist milchig und wärmt kaum. Wir finden eine alte Plastikente und nehmen sie als Erinnerung mit. Wir haben Mühe, hier noch an die Vergangenheit zu denken. Im Ferienrummel sind wir wieder ganz in der polnischen Gegenwart angelangt!



Mit Aufhalten in Elbing und Marienburg beenden wir unsere Polenreise – tief beeindruckt und berührt von einem neu entdeckten Flecken Erde voller (Familien-) Geschichte, wunderschöner Natur und dem täglichen Wolkenspiel am weiten Himmel.

Regula Pestalozzi-Seger, Schleusenweg 20, CH-2560 Nidau, Schweiz

Email: pestalozzi.seger@bluewin.ch

Lautlose Reise

Manchmal in meinen Träumen
fahr ich in lautlosen Zügen ostwärts
immer das gleiche Ziel
Land dem ich mit allen Fasern verbunden
den
wandere auf endlosen Straßen
erinnerungsschwer
schattenlose Gestalten gleiten vorbei
hinter Hügeln versunkene Klänge
geliebtes Antlitz lächelnd – fern
schweigend empfängt mich der Wald

das Dorf mit den windschiefen Dächern
der See – das Haus meiner Jugend
Schritte verhallen in leeren Räumen
eingeschlossen in diesen Mauern
Weinen und Lachen
Stimme der Mutter
bin nur ein Gast im Haus des Vaters
Fremder im eigenen Land
daheim in der Fremde.

Eva M. Sirowatka

Das Volk der Prusai

Von Egon Perkuhn (Schluss)



Auch wenn die damaligen Chronisten kaum über die wahren Hintergründe der jeweiligen Überfälle auf die Prusai berichteten, war es sicher das einmalig reiche Vorkommen des äußerst wertvollen Bernsteins in deren Lebensraum. Schon die Jahrhunderte lang an der unteren Weichsel siedelnden germanischen Goten unternahmten Vorstöße ins Samland, wie uns um 350 deren Chronist Jordanes berichtete. Das zahlenmäßig relativ kleine Volk der Prusai scheint sich aber sehr bald mit den Goten arrangiert zu haben, denn der Geschichtsschreiber Cassiodor berichtete 520 über einen Freundschaftsbesuch der Prusai bei Kaiser Theoderich in Rimini.

Die Völkerwanderung brachte neue Unruhen. Pomerellen ließen sich nun an der von den Goten verlassenen Weichselmündung nieder. In den von den Wandalen geräumten Gebieten an der mittleren Weichsel begannen Masowier und Polen zu siedeln. An den baltischen Küsten hingegen landeten dänische und schwedische Wikinger und gründeten Handelsniederlassungen, wovon Wulfstan schrieb. Saxo Germanicus berichtete denn auch über Eroberungszüge Harald Blauzahns ins Samland. Später verheerte Knut der Große die Samlandküste.

Die inzwischen christlich gewordenen Polen begannen ab etwa 1000 mit ers-

ten Missionsversuchen, um so vielleicht besser als mit Raubüberfällen an die prusischen Bernsteinquellen zu gelangen. Aber auch der Dänenkönig Knut der Heilige versuchte die samischen Prusai zu bekehren. Erst dem von Polen ins Land gerufenen Deutschen Orden gelang es schließlich mit Unterstützung mehrerer Kreuzzüge in einem 55 Jahre währenden blutigen Krieg, das kleine Volk der Prusai Stamm für Stamm zu erobern und zu versklaven. Nur wenige, meist adlige Prusai hatten sich taufen lassen und die deutsche Sprache übernommen, entgingen so der Versklavung und wurden wie Deutsche mit allerdings minderen Rechten behandelt.

Die Prusai hatten einen hohen Preis für ihren Freiheitswillen bezahlt. Ganze Landesteile, z. B. das westliche Samland, waren völlig entvölkert. Von den nach wissenschaftlichen Schätzungen ursprünglich ohnehin weniger als 500.000 Prusai überlebten in ihrer Heimat nur etwa 40 Prozent und wurden zu rechtlosen Leibeigenen, die man einfacher als christliche Freie ausbeuten konnte. Wem die rechtzeitige Flucht nach Litauen oder Kurland nicht gelang, verlor neben Hab und Gut oft auch sein Leben. Andere Flüchtlinge, die in Polen Zuflucht suchten, waren religiösen Verfolgungen ausgesetzt.

Als der Deutsche Orden schließlich Schamaiten angriff, sah er sich plötzlich mit einer völlig neuen Situation konfrontiert. Der litauische Großfürst Jagiello, der Schamaiten ebenfalls beanspruchte, hatte sich taufen lassen und 1386 die polnische Thronerbin Hadwiga geheiratet. Gegen das neu entstandene christliche Großreich kam keine Hilfe durch Kreuzzüge mehr. Bei Tannenberg/Grünwalde kam es 1410

zur Entscheidungsschlacht zwischen dem Deutschen Orden mit etwa 120 Ordensrittern und deren Gefolge und dem übermächtigen Heer Jagiellos, bestehend aus Litauern, Tataren und Polen. Das Ordensheer wurde völlig vernichtet. Der siegreiche Feldherr Jagiello drang zur Marienburg vor und begann mit der Belagerung. Die Belagerer plünderten ungehindert die wehrlose prusische Bevölkerung aus. Unter den hungernden und gequälten Prusai brach die Cholera aus. Jagiello erlebte nun, was viele Schlachtsieger vor ihm und auch später erfuhren. Trotz einer noch so glänzend gewonnenen Schlacht kann man noch lange keinen Krieg gewinnen. Jagiellos schwer bewaffnete Reiterscharen flüchteten vor der biologischen Waffe Cholera der einfachen Leibeigenen.

500 Jahre später gab es bei Tannenberg wieder eine entscheidende Schlacht. Das deutsche Heer unter Hindenburg besiegte die russische Armee. Aber auch diesmal wurde der Krieg nicht gewonnen.

Tannenberg sollte also allen als Mahnung dienen, dass man mit einer bewaffneten Faust zwar Schlachten gewinnen kann, Kriege aber nur mit einem friedlich gesinnten Kopf.

Wer Kirchenbücher oder andere authentische Archivmaterialien nicht nur nach Stammbäumen durchsucht, sondern auch Randnotizen auswertet, wird sehr viel über das harte Leben in damaliger Zeit erfahren können. Nicht nur die großen Grundbesitzer beuteten ihre Leibeigenen oft schamlos aus. Auch der Deutsche Orden und später die weltlichen Landesherrn nahmen rücksichtslos die zahlreichen Todesfälle bei den Prusai durch Erkältungs- und

Lungenkrankheiten beim Einsammeln von Bernstein in Kauf.

Das Land, das sich nach der Urbevölkerung in der Folge Preußen nannte, war immer wieder Durchmarschgebiet oder Schauplatz für alle möglichen kriegerischen Auseinandersetzungen. Immer aber hatte das rechtlose Volk der Prusai dabei die Hauptlasten zu tragen. Immer wieder wurden sie von durchziehenden Reiterscharen ausgeplündert und ihre Frauen geschändet. 1656 z. B. verschleppten plündernde Krimtataren gar Zehntausende Prusai, vornehmlich aus Galinden, Nadrauen und Sudauen in die orientalische Sklaverei.

Tod brachten vor allem Epidemien wie Cholera, Typhus oder die Pest. So wüteten seit dem Einfall des Deutschen Ordens allein in dem von mir untersuchten Teilgebiet Preußens 9-mal die Pest, 5-mal die Cholera, 7-mal die Pocken und 5-mal die Ruhr. Diphtherie, Scharlach und Typhus kamen häufig hinzu, verbunden mit zahlreichen Toten. In aller Regel wurden Pest und Cholera aus Russland, Litauen und Polen eingeschleppt.

Am schlimmsten wütete die von Söldnern des Nordischen Krieges eingeschleppte große Pest zwischen 1709 und 1711, die etwa 240.000 Einwohner, also etwa 40 Prozent der gesamten damaligen ostpreußischen Bevölkerung hinweg raffte. Erstaunlicherweise waren unter den Pesttoten nur sehr wenige Menschen aus den Fischerdörfern, dafür aber umso mehr Landarbeiter.

Jeder Krieg brachte neue Hungersnot, so etwa anlässlich der russischen Besatzung während des Siebenjährigen Krieges 1756/63, die hochgerechnet wieder etwa 220.000 Zivilisten ihr Leben kostete, fast so viele wie nur wenige Jahre vorher bei der großen Pest!

Anfang des 19. Jahrhunderts zeichnete dann Napoleons Besatzungsarmee verantwortlich für Hungersnöte, aber auch für einen rapiden Anstieg unehelicher Geburten.

Schließlich brachte die 1871 siegreich aus Frankreich heimkehrende deutsche Armee neben Kriegsverletzungen auch Krankheiten mit nach Hause, beispielsweise Pocken und Typhus, die noch nach dem Kriege Zehntausenden junger Menschen den Tod brachten.

Es ist nicht verwunderlich, dass bei solchen Bevölkerungsverlusten die prussische Bevölkerung gegenüber den Einwanderern immer mehr abnahm. Schon der Deutsche Orden begann gleich nach dem Ende des Eroberungskrieges mit einer ersten Einwanderungspolitik und holte deutsche Siedler ins Land. Preußen blieb von nun an bis heute ein Einwanderungsland. Aus Litauen kehrten Skomand und seine geflüchteten Sudauer zurück. Sie fanden eine neue Heimat im nordwestlichen Samland, die fortan Sudauerwinkel genannt wurde. Aus Kurland wanderten entlang des Kurischen Hafes sogenannte Kuren als Fischer ein, die aber in der Mehrzahl prussische und wikingische Rückwanderer gewesen sein dürften. Ab 1450 kamen Einwanderer aus Litauen, von denen wiederum viele Nachkommen ehemals prussischer Flüchtlinge gewesen sein dürften. Deutsche Einwanderer erhielten Land nach sogenanntem köllmischen Recht, hingegen bekamen freie Prusai kleinere Landflächen, die zusätzlich mit Zinslasten und Frondiensten belastet waren. Normale Prusai allerdings blieben leibeigene Landarbeiter, die bis 1400 nicht einmal in deutschen Siedlungen wohnen durften.

Nach der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum verloren auch deutsche Siedler verschiedene Rechte an den mächtigen Adel und mussten vielfach nun ebenfalls Frondienste leisten. Das wiederum führte zum Ausbleiben weiterer deutscher Zuwanderer. Dies hatte zur Folge, dass neben anderen Gründen auch die Neuansiedlung von Religionsflüchtlingen wie Hugenotten und Masuren, später auch z. B. Holländer, Schotten und Salzburger gefördert wurde.

Eine erste Verbesserung für die Prusai verfügte endlich der Große Churfürst, der auch freigelassene Prusai in neu gegründeten, sogenannten Schatuldörfern siedeln ließ. Friedrich Wilhelm, der Soldatenkönig, führte schließlich 1733, auch für leibeigene Kinder, die allgemeine Schulpflicht ein, worauf auch mancher Instjunge die Chance erhielt, einen Beruf zu erlernen. Friedrich der Große wandelte auf seinen Besitzungen die Leibeigenschaft in Erbuntertänigkeit um. Aber erst die Stein/Hardenbergschen Reformen brachten eine allgemeine Aufhebung der Leibeigenschaft, wobei allerdings die, oft willkürliche, Polizeigewalt noch bis 1872 bei den Gutsherren blieb.

Viele von den über die Jahrhunderte unterdrückten Prusai verließen nun ihre Heimat. Bis 1910 hatten 1,3 Millionen Menschen Ostpreußen verlassen, darunter allerdings auch viele nicht prusischer Abstammung, um im Westen Deutschlands oder in Amerika und anderswo nach besseren Arbeitsbedingungen zu suchen.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges lebten immer noch etwa 2 Millionen, davon etwa 30 Prozent Prusai, in Ostpreußen. Anlässlich der bis Labiau und

Tannenberg vordringenden russischen Narewarmee befanden sich zeitweilig davon bis zu 900.000 Zivilisten auf der Flucht, kehrten aber nach der Schlacht bei Tannenberg und dem Rückzug der Russen wieder in ihre Wohnungen zurück.

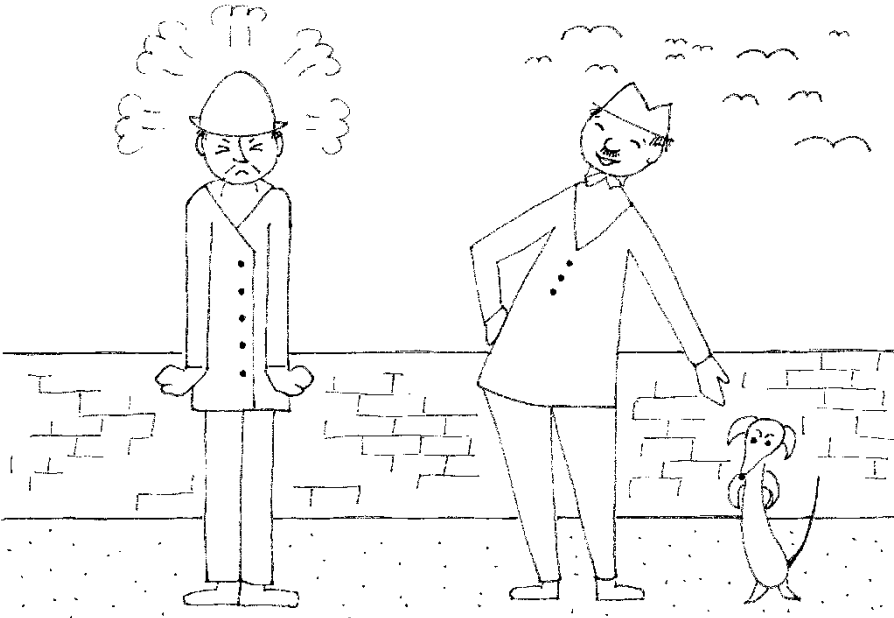
Der Zweite Weltkrieg schließlich traf die Prusai mit voller Wucht. Im mehrheitlich von Prusai bewohnten Samland wurden die letzten deutschen Verteidigungslinien am Kriegsende von den Sowjets gestürmt. Ein noch nie gekanntes Massaker setzte nun ein. Frauen wurden massengeschändet und mit ihren Kindern hin und her getrieben. Frauen, Kinder und alte Menschen wurden ohne Nahrung und Heizmaterial in den extrem kalten Wintern nach dem Kriege in ihren Dörfern festgehalten und so grausam umgebracht.

Neben 220.000 Soldaten im Krieg verloren noch weitere etwa 400.000 Flüchtlinge sowie ungezählte in der Heimat Gebliebene ihr Leben. Hochgerechnet etwa 50 Prozent der mehrheitlich prusischen Samländer überlebten den Krieg nicht. Ähnlich dürfte es auch in anderen Landesteilen Ostpreußens gewesen sein.

Was gotische und wandalische Eroberer, räuberische Wikinger, grausamchristliche Kreuzritter, beutegierige Tataren und machthungrige Nachbarn nicht geschafft hatten, vollendeten Stalins brutale Schergen. Bis auf wenige in alle Welt verstreute Prusai wurde nach einem fast tausend Jahre dauernden Leidensweg das kleine Volk der Prusai von Stalin ausgerottet.

Die gleichgültige Welt hat das uralte Volk der Prusai nur 70 Jahre nach seinem Untergang bereits völlig vergessen!

Klogschieter



Wie einst der liebe Gottsche
de Menschlichkeit erschuf,
formd außem letzten Dreck er
Klogschieter von Beruf.
Die reden so geschwollen
und geben schaurig an,
dass einer all von weiterns
se leicht erkennen kann.
Die heeren Flöhe husten
drei Meilen gegen Wind
und wissen alles besser,
weil se „gebildet“ sind.
Auf alle Fachgebiete
da kennen se sich aus.
So einer war der Kallweit
bei uns im Dorf zu Haus.
Da hädd emal der Dunskus

e Dackel sich gekauft
fier runde dreißig Gulden
und Waldmann ihm getauft.
Gleich kam der kluge Kallweit
und nahm, das Maul verquer,
dem Dunskus seinem Dackel
klogschietrig im Verheer.
„Mensch, Dunskus, dreißig Gulden!
Das is ja viel zu viel,
das is doch gar kein Dackel,
das is e Kaffeemiehl.
Kick bloss die kurze Ohren,
das ist doch kein Behang
fier einem teiren Dackel.
De Schnauz nich spitz und lang,
wie gute Dackels haben,
nei, richtig stumpf und breit.

Dem schmeiß man weg, ich weiß doch
mit Hunde gut Bescheid.
E Rasse-Dackel kaufen
das is e große Kunst.
Und du, mein lieber Dunskus,
hast davon keinen Dunst!
Plieraugen hat er auch noch!
Und denn die Fieße! Nei,
fier so was dreißig Gulden,
das ist Betriegerel!“
Da wurd der Dunskus wietend:
„Nu wird es mir zu dumm.
Was willst bloß von de Fieße?

Na, sind die nich scheen krumm?“
„Was nitzt das ganze Krumme,
das is doch piep und schnurz,
die Fieße von dem Dackel
die sind doch viel zu kurz!“
„Na scheen“, sagd drauf der Dunskus,
„hast recht, ich seh es ein.
E bissche kurz geraten?
Na ja, das meeg schon sein.
Bloss eins is an die Fieße
die dreißig Gulden wert:
De Hauptsach is, se reichen
direkt bis aufe Erd!“

Alfred Lau

Der Protestwähler

Von Marie Brückner

Bekanntlich galt in Preußen bis zum Jahre 1918 das vielumstrittene Dreiklassenwahlrecht. Es wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg abgeschafft. In jener Zeit war mein Großvater Gemeindevorsteher in einem kleinen Dorf, dessen Name auf keinem Atlas zu finden war und das in stiller Weltabgeschiedenheit vor sich hindämmerte. Die Sache mit der Revolution war noch gar nicht richtig in das Bewusstsein der Dorfbewohner gedungen. Auf einmal wurden Wahlen fällig, nach dem neuen Gesetz, vor dem alle gleich waren, ob sie nun viel, wenig oder gar keine Steuern zahlten. Mein Großvater fühlte natürlich „deutsch-national bis in die Knochen“, wie man so sagte. Und er kam nicht einmal im Traum auf die Idee, dass irgendein Mensch in seinem Dorf anders denken könne als er selbst. Schließlich kannte hier jeder jeden, nichts blieb

verborgen, man lebte sozusagen hinter gläsernen Wänden. Und außerdem hielten nur der Lehrer, der Gastwirt, der Tischlermeister, der Stellmacher und der Gemeindevorsteher eine Zeitung, die gleiche selbstverständlich, stramm schwarz-weiß-rot. Die Wahl ging über die Bühne, die Stimmen wurden gezählt, und danach war mein Großvater ein gebrochener Mann. Er saß verzweifelt an dem großen Tisch in der Wohnstube, Söhne und Schwiegersöhne um sich versammelt, und er reckte den Daumen in die Höhe: „Een Roda! (Ein Roter!) Een Roda! In mien Jemeind’! De Schand! Wenn eck dem Beestkrät derwesch ...“ In seinen Augen flackerte Mordlust, und er enthüllte eine blutrünstige Phantasie, indem er dem unbekanntem Übeltäter schauerliche Strafen androhte: Grün und blau prügeln, in den Dorfteich schmeißen, eine

Ladung Schrot in den – na, Sie wissen schon – schießen und so weiter. Als er sich in seiner ungezügelten Rachsucht so weit verstieg, dass er im Geiste schon einen Scheiterhaufen anzündete, ergriff sein Liebblingsschwiegersohn Fritz das Wort. „Vaterchen“, sagte er milde und begütigend auf Hochdeutsch, „du bist doch ein Christ, nich?“ Vaterchen nickte ernst und überzeugt. Immerhin ließ er zweimal im Monat anspannen und fuhr den weiten Weg bis in die nächste Kreisstadt, um dort mit seiner Familie dem Gottesdienst beizuwohnen. „Jo, Frätz, dat bünn eck, jo, jo ...“ „Und heißt es nicht in der Bibel: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, so euch beleidigen und verfolgen?“ fuhr Fritz mit sanfter Stimme fort. „Und nu denk mal, Vaterchen, wie schwer du soeben gesündigt hast ...“ Er predigte und predigte, beinahe so schön wie der Herr Pfarrer, und alle lauschten andächtig und falteten ergriffen die Hände. Nachdem Fritz seine Gemeinde mit frommen Sprüchen einigermaßen eingelullt hatte, gab er unversehens seinem Vortrag eine Wendung, wobei er den feierlichen Tonfall beibehielt. „... Und wenn sich nu einer sagt: Da gibt es jetzt so viele Parteien, und nu soll eine alle Stimmen kriegen, und die anderen nuscht? Das macht doch keinen Spaß. Und mein Nachbar hat mir zwei Furchen von meinem Acker weggepflügt, und ich kann ihn nicht verklagen, weil ich ihm noch 100 Mark schuldig bin. Aber ich bin wütig. Und

deshalb werd' ich nu protestieren, leise und im geheimen. Der soll man merken, dass er mich vergrätzt hat. ... Und dann, Vaterchen, manche Instleute wohnen doch hundserbärmlich, und die Kinder müssen aufs Feld, sobald sie einen Kartoffelkorb tragen können ...“ Er erzählte herzerzerrübende Geschichten von Not und Ungerechtigkeit, er schilderte das so anschaulich und tragisch, dass die Frauen mit den Tränen kämpften. „Ach Frätz! Du best so jood, so jood!“ sagte mein Großvater erschüttert. So gut, so gut war der Fritz, der beste Mensch auf Gottes Erdboden, viel zu gut, zu weich für diese schlechte Welt. Und der Fritz würde in den Himmel kommen, sagte mein Großvater, das wäre so sicher wie das Amen in der Kirche. Und der graurige „Sozi“ würde in der Hölle schmoren ...

Mein Vater Fritz lächelte fein und murmelte demütig: „Na, eck weet nich, wie der liebe Gottchen das machen soll ...“

Später behauptete er, er habe sich nur deshalb nicht zu seiner Rolle als Protestwähler bekannt, weil er seinem ahnungslosen Schwiegervater nicht mit einer so furchtbaren Enttäuschung das Herz brechen wollte. Meine Mutter allerdings vertrat die Ansicht, ihr Fritz habe aus nackter Angst geschwiegen, aus Angst vor mörderischer Prügel. Na ja, die sichere Aussicht auf eine Ladung Schrot in den Dingslammdei – das kann einem wirklich Individualismus, Protest, Spaß und alles verleiden.

Bewahren und Erinnern

Unter dieses Motto stellte das polnische Regionalfernsehen Olsztyn am 15. Oktober 2013 seine Reportage über die Neu-Einweihung des restaurierten Kriegerdenkmals für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Bewohner des Dorfes Deuthen bei Allenstein.

Deuthen, jetzt Dajtki, ist heute ein Stadtteil von Olsztyn, früher Allenstein. Das Kriegerdenkmal Deuthen wurde im Jahre 1932 unter großer Beteiligung der Dorfbewohner eingeweiht. Finanziert wurde die Errichtung von der Gemeinde Deuthen, dem Kriegerverein sowie Spenden der Dorfbewohner.

Auf der bronzenen Ehrentafel des Denkmals waren die Namen von 32 Bewohnern aufgelistet, die an verschiedenen Fronten des Ersten Weltkrieges gefallen waren. Der Vater des Verfassers dieses Berichtes, August Mischke, hatte das Denkmal nach der Einweihung im Jahre 1932 fotografiert. Dieses Foto diente als Vorlage zur Restaurierung. Die Originaltafel mit den Namen der Gefallenen wurde in den Nachkriegsjahren entwendet.

Da die Namen der 32 Gefallenen nicht alle hätten ermittelt werden können, trägt die neue Marmortafel auf dem restaurierten Denkmal keine Namen mehr, sondern einen polnischen und einen deutschen Text mit folgendem Wortlaut:

Pomnik wziesiono w 1932 roku
ku upamietnieniu mieszkanców Dajtek,
poległych na frontach I wojny światowej.
Pomnik odnowiono w 2013 roku.

Dieses Denkmal wurde im Jahre 1932
zum Gedenken an die Gefallenen
des Dorfes Deuthen errichtet,
die an verschiedenen Frontabschnitten
des Ersten Weltkrieges ihr Leben verloren haben.
Das Denkmal wurde im Jahre 2013 restauriert.

Da dieses Denkmal 68 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges sehr verfallen war, gebührt dem „Komitee zur Rettung ehemaliger Friedhöfe und Denkmäler in Olsztyn“ großer Dank für die hervorragende Restaurierung, die dem Denkmal sein ursprüngliches Aussehen wiedergegeben hat. Dank gilt vor allem dem Vorsitzenden des Komitees, Dr. Jan Chlosta, der die organisatorischen Voraussetzungen für die Restaurierungsarbeiten und die Neu-Einweihungsfeierlichkeiten geschaffen hat.

Ein großer Dank gilt ebenfalls seiner Exzellenz Erzbischof Dr. Edmund Piszcz, der die Festmesse zu diesem Anlass mit den Konzelebranten Pfarrer Prof. Sztymiler und Pfarrer Szarowicz in der neuen Kirche in Dajtki zelebriert hat. Erzbischof Piszcz ging nach Segnung des Denkmals in einer kurzen Ansprache

auch auf das Schicksal der 32 jungen Männer des Dorfes ein, die fern ihrer Heimat den Tod fanden, und derer mit diesem Denkmal gedacht wird.



Auf der anschließenden Konferenz im Allensteiner Schloss zum Thema „Pflege und Erhaltung ehemaliger Friedhöfe und Denkmäler im Regierungsbezirk Erm-land und Masuren“ dankte Dr. Jan Chlostaseinerseits dem Magistrat der Stadt

Allenstein und der Woiwodschaft für ihre finanzielle Unterstützung dieser Vorhaben. Dank sagte er auch den ehemaligen Bewohnern der Stadt Allenstein über die Stadtgemeinschaft Allenstein in Gelsenkirchen für ihre finanzielle Unterstützung dieses Projektes, ebenso dem Verfasser dieses Artikels für dessen finanziellen Beitrag.

Bruno Mischke

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM)

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN
www.agdm.olsztyn.pl, Email : kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990.

Geschäftsstelle: Di, Do und Fr 09.00 bis 12.00 Uhr, Mi 13.00 bis 16.00 Uhr.
Bibliothek: Montag 11.00 bis 12.00 Uhr und Mittwoch 15.00 bis 16.00 Uhr.
Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich.
Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Veranstaltungen der AGDM 2014

14. Juni	Tag der Minderheiten
21. Juni	Ostpreußisches Sommerfest
18. Oktober	Kartoffelfest
16. November	Volkstrauertag - Gedenken auf dem Ehrenfriedhof
01. Dezember	Adventsfeier für Senioren
06. Dezember	Adventsfeier für Kinder
13. Dezember	Weihnachtsmarkt

Späte Rückkehr 67 Jahre nach der Flucht

Der Begriff Heimat oder Heimatgefühl ruft bei vielen Flüchtlingen und Heimatvertriebenen besondere Gemütsregungen hervor, die durch eine reale Rückkehr in die Vergangenheit befriedigt sein wollen. Diese und ähnliche Gemütsregungen haben viele Tausend Allensteiner bereits vor mir erlebt, und nur noch einige wenige werden es noch erleben können.

Viele glaubten, ihr Heimatgefühl durch den Besuch abschwächen zu können, doch, wie auch bei mir, hat sich das Gegenteil eingestellt. Dem wiederum möchte man mit einem erneuten Besuch begegnen. Aus der Erinnerung an die Vergangenheit kann man nicht vertrieben werden!

Der Verfasser dieses Berichtes ist 77 Jahre und war zum Zeitpunkt der Flucht 8 Jahre alt, und somit lässt sich zuverlässig folgern, dass es in Zukunft nicht mehr viele Heimatberichte geben wird mangels Masse an möglichen Berichterstattern.

Am Tag der Flucht, am 21. Januar 1945, gingen meine Eltern von einer baldigen Rückkehr aus, da die Russen, wie im ersten Weltkrieg geschehen, sicherlich wieder zurückgeschlagen werden. So dachten viele damals.

Es wurde gepackt. Eine Holzkiste und ein Koffer kamen auf einen Schlitten, meine Mutter trug einen kleinen Koffer und ich einen Rucksack. Bevor es gegen Mittag losging, durfte ich, alles und so viel ich wollte, essen.

Mein Vater, der zur Stadtverteidigung eingezogen war, brachte uns aus der Stadt heraus Richtung Mohrunen, mit dem Ziel Elbing, wo eine Schwester meiner Mutter wohnte. Elbing haben wir nicht erreicht, und meinen Vater haben wir nie mehr wieder gesehen. Glücklicherweise sind meine Mutter und ich dennoch sozusagen davongekommen, da uns auf dem gesamten Fluchtweg kein einziger Russe begegnet war. Heute kenne ich den wahrscheinlichen Grund. Mein Vater hatte beim Abschied zu meiner Mutter gesagt: „Halte dich stets an die deutschen Soldaten, denn die wissen immer genau, wo die Russen stehen“.

Bei meiner Rückkehr, bzw. bei meinem Besuch in Allenstein im Jahr 2012, war ich 75 Jahre alt. Und ich konnte alles gut zu Fuß erkunden. Das Stadtbild von Allenstein war mir sofort gut vertraut, und das reale Bild entsprach meiner Erinnerung. Besonders vertraut waren mir unser ehemaliges Mehrfamilienhaus in der Wadanger Str. 26a, die Eisenbahnbrücke am Bahnhof, das Hohe Tor, das Theater, die Burg (das Schloss), die Alle, das Postgebäude. Von meiner ehemaligen Bismarckschule war nur noch etwa ein Drittel des Gebäudes vorhanden. Und dieses Drittel ist jetzt ein Kindergarten. An meine Schule habe ich so gut wie keine Erinnerungen, umso mehr an das der Schule gegenüberliegende imposante Postgebäude, das nach Schulschluss immer in mein Blickfeld kam. Dieses Postgebäude ist wie eingemeißelt in meinem Gedächtnis geblieben. Möglicherweise war ich stets so erfreut, wenn ich die Schule verlassen durfte und als erstes mein Blick auf dieses Gebäude fiel.

Am Mittag des 21. Januar sorgte mein Vater, der zum Volkssturm eingezogen war, dafür, dass wir von einem Pferdefuhrwerk mitgenommen wurden. Meine Mutter und ich durften im Inneren des Wagens Platz nehmen, während der Schlitten angebunden wurde. Der Abschied war kurz, man glaubte ja, sich bald wieder zu sehen.

Dass wir noch in der folgenden Nacht Mohrungen erreichten, erscheint mir aus heutiger Sicht wie ein Wunder, wenn man bedenkt, dass ca. 40 km zurückzulegen waren und das bei Schnee und Eis im Treckbetrieb. In der Dunkelheit war der Himmel über Allenstein feuerrot erleuchtet. Die Stadt brannte, und die Hoffnung auf baldige Rückkehr schwand immer mehr.

In Mohrungen war die Trennung von unserem Pferdetransportwagen angesagt. Damals leider, aus heutiger Sicht eher gut. Denn die Pferde benötigten eine Rast, und das Fuhrwerk hätte es möglicherweise nicht mehr geschafft, rechtzeitig aus Mohrungen herauszukommen. Wir verbrachten einen Teil der Nacht im Bahnhofsgebäude, bis aufkommende Schießereien uns vertrieben.

In der Nacht, bis zu diesem Zeitpunkt, war meine Mutter noch voller Zuversicht, eine Zugfahrtmöglichkeit nach Elbing zu erhalten. Gerücheweise hieß es, dass im Kinogebäude Fahrkarten ausgegeben würden. Meine Mutter schärfte mir ein, auf jeden Fall unter allen Umständen am Ort zu verbleiben, bis sie wiederkäme. Mir dauerte es anscheinend zu lange, und ich habe mich aus dem Bahnhofsgebäude begeben. Auf der Außentreppe hat sich dann meine Angst in Schreie umgesetzt, solange bis meine Mutter dann doch eintraf, natürlich ohne Zugfahrkarten.

Am frühen Morgen, es war noch dunkel, begann ein nicht endendes Maschinengewehrfeuer und unsere wirkliche Flucht vor den Kriegshandlungen. Es ging nur noch um das nackte Überleben. Der Schlitten mit der Kiste musste zurückbleiben, den großen Koffer konnte meine Mutter noch einige hundert Meter tragen bis zu ihrer völligen Erschöpfung. Und obwohl wir auch diesen Koffer im Straßengraben zurückgelassen haben, und nur noch ein kleiner Koffer und mein Rucksack zu tragen waren, ging es nicht mehr weiter. Die Erschöpfung war einfach zu groß.

An uns zog der endlose Pferdewagentreck vorbei ohne dass ein Wagen uns mitnehmen wollte. Diese missliche Situation, in der wir uns befanden, hatte die Aufmerksamkeit eines deutschen Soldaten gefunden, der sich auf dem Weg in umgekehrter Richtung zu den Kampfhandlungen befand. Dieser hielt kurzerhand ein Pferdefuhrwerk an, damit wir mitgenommen werden konnten.

Als der Fuhrwerkslenker sich weigerte, richtete der Soldat seine Panzerfaust auf diesen Mann mit den Worten: „Wenn du diese Frau mit Kind nicht mitnimmst, drücke ich ab“. Wir waren gerettet! Diese Situationen weniger Stunden sind fest und unauslöschlich in meinem Gedächtnis verankert und haben mich in meinem bisherigen Leben ständig begleitet.

Im Bewusstsein, dass alles hätte ganz anders verlaufen können, erinnere ich mich an meinen Konfirmationsspruch, den der Pfarrer, in Kenntnis all dieser Umstände, für mich auswählte: „Die Güte des Herrn ist es, dass wir nicht ganz und gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat kein Ende“.

Die Gedanken an den Soldaten mit der Panzerfaust mit und seiner guten Tat für uns bleiben mir ständig präsent. Ob er wohl für seine Tat belohnt wurde? Aufgrund der damaligen Umstände muss man es sicherlich bezweifeln.

Kurz vor Elbing war die Hoffnung, diesen Ort zu erreichen, erloschen. Der Treck geriet plötzlich unter Granatbeschuss, und die Treckfuhrwerke mussten in Richtung Braunsberg ausweichen.

Am folgenden Tag lernte ich die ostpreußischen Baumalleen kennen aus einem LKW der Wehrmacht. Die Bäume huschten an mir vorbei, begleitet von ihrem Widerhall. Meine Liebe zu Baumalleen hat sicher hier ihre Wurzeln. Wie lange und genau wo wir mit dem LKW unterwegs waren, weiß ich nicht; es war jedoch ein Tempo, anders als im Pferdefuhrwerk, was mich stark beeindruckte. Die Empfehlung meines Vaters, sich stets an die Soldaten zu halten, hat wohl Früchte getragen.

Nach ein oder zwei Tagen wechselten wir wieder auf Pferdewagen. Zuerst war es ein alleinstehender Fuhrwerksfahrer, der uns gerne mitnahm, sicherlich um leichter bei eventuellen Kontrollen durchzukommen. Beim Weg über das Frische Haff haben auch wir die allgemein bekannten Fliegerattacken und die Fuhrwerkseinbrüche im Eis schadlos hinter uns bringen können. Über die Frische Nehrung erreichten wir Danzig wohlbehalten.

Wundersam, dass wir Danzig mit einem Eisenbahnzug in Richtung Berlin verlassen konnten. Es handelte sich um einen Zug, beladen mit Krankenwagen. Und unausweichlich kommt die Erinnerung auf an die Aussage: „Halte dich stets an die Soldaten!“

Auf der Fahrt von Danzig nach Berlin gab es noch eine kritische Situation, als meine Mutter in Stettin unbedingt aussteigen wollte, um ihren älteren Sohn aufzusuchen, der dort als Jagdflieger stationiert war. Mitreisende des Zuges schafften es nur mit Mühe, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Zu guter Letzt sind wir Ende Februar auf einem Bauernhof in Oberfranken gelandet. Dieser Bauernhof war für mich paradiesisch. Das Bauernpaar war kinderlos, und ich wurde als potenzieller Sohn-Ersatz außerordentlich verwöhnt, so sehr, dass ich aus Eifersuchtsgründen einige Prügelattacken meiner Mutter über mich ergehen lassen musste.

Auf dem Bauernhof gab es weder Strom- noch Wasseranschluss. Milch, Käse, Sahne, Butter, Brot und auch Bastgewebe, alles wurde selbst in Handarbeit hergestellt. Meine Tätigkeit bestand im Heu wenden auf den Wiesen, den von Kühen gezogenen Leiterwagen auf die Felder führen, Milchzentrifuge und Butterstampfer betätigen.

Das habe ich alles freiwillig mit Begeisterung gemacht, bis die Weiterreise nach Wuppertal im November 1945, unfreiwillig für mich, der Sache ein Ende bereitete. Wir waren dann zu dritt, da mein 12 Jahre älterer Bruder zwischenzeitlich zu uns gestoßen war. In Wuppertal bin ich aufgewachsen, dort erfolgte meine Schul- und Ingenieurausbildung.

Seit dem Jahre 1962 wohne ich dort nicht mehr. Den in Wuppertal gesprochenen Dialekt brauchte ich nicht abzulegen, da ich diesen niemals erlernt hatte. Den dortigen Akzent habe ich jedoch nie verleugnen können. Ferner hat mich

noch nie irgendein Heimatgefühl berührt, so dass Wuppertal, selbst nach 17 Jahren Aufenthalt, nicht meine neue Heimat werden konnte.

Seit 1967 ist mein Lebensmittelpunkt Limburg an der Lahn geworden, einer Stadt mit jetzt etwa 50.000 Einwohnern. Eine sehr schöne Stadt mit einem beeindruckenden Dom, einer schönen Altstadt und einem durch die Stadt hindurch fließenden Fluss, die Lahn, ähnlich wie die Alle in Allenstein. Auch 47 Jahre Aufenthalt dort haben mir nicht den hessischen Dialekt vermitteln können.

Ich fühle mich zwischen den Welten angesiedelt. Auf der einen Seite die Einheimischen und auf der anderen Seite die Zugereisten, zu denen ich mich ebenfalls nicht zählen möchte. Und Allensteiner bin ich auch nicht. Aber als Heimatlosen will ich mich nicht bezeichnen. Also bin ich halt Wahlhesse, ohne jedoch jemals gewählt zu haben.

Limburg und Allenstein haben, bzw. man müsste sagen, hatten gewisse Gemeinsamkeiten – Allenstein hat inzwischen ca. 180.000 Einwohner – die frühere alte Stadt ist zum großen Teil so erhalten wie sie vor 1945 war mit ca. 40.000 Einwohnern. Allenstein hat eine schöne Burg (Schloss), interessante Kirchen, erhaltene bzw. restaurierte alte Gebäude und den Fluss Alle, der sich durch die Stadt schlängelt. Allenstein und auch deren Bewohner haben in mir ein gutes und angenehmes Gefühl hervorgerufen, das ausreicht wiederzukommen, jedoch nicht ausreicht, für immer dort zu wohnen.

Die Autoreise dorthin haben meine jüngere Tochter (40 Jahre) nebst Ehemann, meine Enkeltochter (10 Jahre) und ich gemeinsam im Juli 2012 unternommen. Einige Erkundungen in Allenstein habe ich bewusst alleine unternommen. Den früheren Schulweg von der Wadanger Straße 26a bis zu Bismarckschule bin ich hin- und zurückgegangen, und ich konnte mich noch gut an den gesamten Weg erinnern.

Ein wenig erstaunt war ich allerdings über die Länge der Wegstrecke, die ich als 6-7Jähriger täglich zurückzulegen hatte. Ebenso wunderte ich mich über die Wegstrecke von unserem Wohnhaus zur ehemaligen Arbeitsstelle meines Vaters im Ostpreußenwerk hinter dem Hauptbahnhof, der von der Wadanger Straße, Kurfürstenstraße, Hermann-Göring-Straße und Bahnhofstraße dorthin führte. Nach Erzählungen meiner Eltern soll ich diesen Weg im Alter von 3-4 Jahren alleine gegangen sein.

Auf der Eisenbahnbrücke, nahe dem Hauptbahnhof, habe ich ein wenig verharrt, aber vergeblich wartete ich auf eine Dampflok, denen ich damals so fasziniert nachgeschaut habe. Einen Ausflug in den Allensteiner Wald musste ich aus Zeitmangel auf einen späteren Besuch verschieben. An diesen Wald habe ich besondere Erinnerungen, da ich im Winter 1944/45 dort Ski gelaufen bin. Das Paar Ski hatte mein Vater für mich in Eigenfertigung hergestellt.

Während des Aufenthalts in Allenstein haben wir im neu errichteten Hotel Park gewohnt, das direkt am Ukelsee liegt. Diese Stelle an der Straße, die direkt nach Mohrungen führt, war auch die Stelle, an der der Abschied von Allenstein und meinem Vater am 21. Januar 1945 erfolgte. Der Kreis, Abschied und Rückkehr, hat sich hier für mich geschlossen. Besonders gefreut hat mich, dass ein großer Teil meiner Familie daran teilhaben konnte. Leider konnte meine Frau

nicht dabei sein, aber vielleicht lässt sich das bei einem nächsten Besuch nachholen.

Neben Allenstein haben wir weitere Stätten meiner Erinnerung aufgesucht. Das war der Ort Buchwalde bei Osterode wo meine Großeltern mütterlicherseits lebten, und wo ich regelmäßig meine Ferienzeit verbrachte. Als Kind bin ich mit meiner Mutter immer den Weg vom Osteroder Bahnhof nach Buchwalde gelaufen. Dieser Fußweg ist bei einem folgenden Besuch von mir noch nachzuholen.

An dem schicksalhaften Ort der Flucht, dem Bahnhofsgebäude in Mohrungen, kam es zu einer Enttäuschung für mich, da das heutige Aussehen nicht meiner Erinnerung entsprach. Wahrscheinlich ist das Bahnhofsgebäude während der Kriegshandlungen zerstört und nicht im alten Stil aufgebaut worden.

Mit beteiligt am Zustandekommen der Allensteinreise und dieser Aufzeichnungen war meine Tochter, deren Interesse an der Vergangenheit durch den Ahnenpass, der unsere Abstammung bis etwa 1750 aufzeichnet, entstanden ist. Dieser Ahnenpass ist etwa 1943 angelegt worden, da der sogenannte arische Nachweis für meinen Bruder für seine Offizierslaufbahn gefordert war. Ob gefordert oder aus Nützlichkeitserwägungen heraus kam es 1943 zu einer Namensänderung von Glowatzki in Goede.

Gegen Ende unseres Aufenthalts fragte mich meine Enkeltochter: „Bist du Pole, Opa?“ Antwort: „Nein, das hier war doch früher Deutschland.“ Die Antwort hätte auch lauten können: „Wenn ich Pole wäre, wärst du ein Polenmädchen.“

J. Goede

Anmerkungen zu Ernst Wiecherts Gedicht „Die Ausgewiesenen“

Der Briefwechsel zwischen Sven Laser und Christel Becker hat mich angeregt zum Nachdenken über Wiecherts Gedicht, weil er doch viele Fragen offen lässt. Eine erste Beobachtung zeigt, dass wir es nicht mit einem Gebet zu tun haben. Vielmehr bezieht sich der Dichter auf tatsächlich Geschehenes, wie er es bei ostpreußischen Flüchtlingen in Oberbayern beobachtet hat. Er hat das Gedicht als Kinderlied deklariert. Darin kommen Kinder, die Heimat und Eltern verloren haben, zu Wort. Vergeblich suchen sie von Tür zu Tür Hilfe, so dass ihnen als letzte Zuflucht Maria erscheint. Denn als Hoffnungsgestalt war sie in ihren Seelen verwurzelt dank der Volksfrömmigkeit in Masuren, in der Maria sowohl bei den evangelischen als auch katholischen Gläubigen einen biblisch begründeten Platz hatte. So hat sie auch Ernst Wiechert in seinen Werken Maria verstanden. Als Frau, die dem Verkündigungengel *Ja* antwortet, später unter dem Kreuz ihres Sohnes steht und schließlich zu der allerersten Gemeinde (Apg 1,14) gehört. Auf sie ließe sich das hohe Lied der Liebe des 1. Korintherbriefes anwenden, wonach sie alles erträgt (1 Kor 13,7) – auch das Leid jener Kinder, denen der Dichter mitfühlend ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Maria steht wohl im Gedicht auch als Chiffre für eine exemplarische Mutterschaft. Erwachsen den Kindern doch Mütter von der Größe Marias! Diese Sehnsucht schwingt in Wiecherts Versen durchaus mit.

Doch er erkennt, dass sich eine unheilvolle Verdüsterung des Gottesbildes der Kinder bemächtigt hat. Im Allgemeinen gründet solche in der Welt der Erwachsenen, die trotz Jesu Widerlegung (Jo 9,3) naiv an einer Vergeltungstheorie festhalten, wonach alles Leiden Strafe für die Sünde sei. Daraus erwachsen hausgemachte Existenzängste und wirken traumatisierend auf die Kinder. Dass diese im Gedicht den Aspekt der Sünde, weil schuldlos, außer Acht lassen, sondern nur das erfahrene Leid beklagen, wurde vom Dichter folgerichtig bedacht. Mit diesem Thema hat sich Ernst Wiechert u. a. im Roman „Die Jerominkinder“ kritisch beschäftigt. Hier will er also nicht sagen, dass Gott alles Leid und Ungemach verursacht, sondern dass die Kinder es unverschuldet erlitten haben. Ebenso wenig wird Maria Gott in Augenhöhe gegenüber gestellt. Dies geschieht ja nicht einmal in den katholischen Mariendogmen. Bei Ernst Wiechert ohnehin nicht. Denn er fühlte sich weder an die evangelische Kirche, der er entstammte, noch an die katholische gebunden. Quellen seines Glaubens waren Bibel, Volksfrömmigkeit und die masurische Landschaft. Sehr schön bezeugt ist dies in seinem Gedicht „Mutter Gottes“. Er verehrte Maria, ohne sie anzubeten.

Das Gedicht „Die Ausgewiesenen“ ist somit weder schrecklich noch enthält es eine Gotteslästerung, wie Sven Laser meinte. Ich denke, er hat es nicht gründlich genug gelesen. Vielmehr haben wir hier ein beredtes Zeugnis christlicher Humanität vorliegen – hinterlegt für die Nachwelt von einem anständigen Menschen. So ehrt die Gedenktafel in seinem Geburtshaus in Kleinort den Dichter. Hochachtung verdient auch die Redakteurin des Heimatbriefes Christel Becker wegen ihrer toleranten Haltung gegenüber Andersdenkenden und –gläubigen.

Bernd Napolowski

Zum Artikel „Das Volk der Prusai“, AHB 256

In diesem Artikel gibt es einen kurzen Überblick über die Entstehung von Eiszeiten, Erdbeben und Vulkanismus (s. 2. Absatz auf der S. 10). Darin werden leider auf wissenschaftlich unhaltbare Weise Ursache und Wirkung miteinander vertauscht. Die Verschiebung der Kontinente ist nicht eine Folge von Erdbeben und Vulkanismus, sondern Erdbeben und Vulkanismus entstehen, wenn sich die Erdplatten aufeinander zu, aneinander vorbei oder voneinander weg bewegen.

Zur Richtigstellung habe ich zwei kurze, auch für Laien verständliche Darstellungen beigefügt.

Gerhard Glombiewski

Plattentektonik – Wo geschehen Erdbeben?

Die Erdkruste, die äußere feste Hülle der Erde, besteht aus sieben großen und einer Vielzahl mittlerer und kleiner (Bruch-) Stücke, den Platten. Die Platten unter den Ozeanen sind ozeanische Platten (z.B. die Pazifische Platte), solche, die Kontinente tragen, sind kontinentale Platten (z.B. die Afrikanische Platte).

Die Platten werden durch wärmebedingte Bewegungen tieferer Teile der Erde (Erdmantel) verschoben. Sie driften z. T. auseinander, gegeneinander und aneinander vorbei. Diese Bewegungen laufen etwa so schnell (oder langsam) ab, wie Fingernägel wachsen. Die meisten Erdbeben ereignen sich entlang der Ränder dieser Platten. Allerdings sind auch die inneren Bereiche der Platten nicht frei von Erdbeben.

Bei der Kollision von Platten können mechanische Spannungen bis weit in die Platten hinein reichen und mitunter zu Verwerfungen führen. Verwerfungen sind Risse in der Erde, an denen Plattenteile oder auch zwei Platten in unterschiedliche Richtungen bewegt werden. Bei ruckartigen Bewegungen der Gesteinspartien zu beiden Seiten solcher Verwerfungen entstehen Erdbeben.

*Department für Geo- und Umweltwissenschaften,
Ludwig-Maximilians-Universität München, 2013*

Hintergrundinformationen zur Plattentektonik

Die Theorie der Plattentektonik wurde Ende der 1960er Jahre formuliert und besagt, dass die äußerste Schale der Erde aus einem Mosaik von Schollen besteht, den Platten. Diese Lithosphäre ist nicht einheitlich, sie besteht aus kontinentaler und ozeanischer Kruste. Die kontinentale Kruste ist 20 bis 70 km dick, die ozeanische ist im Mittel nur 6 km mächtig, aber dichter als erstere.

Größe und Umriss der Platten spiegeln sich in der Verbreitung der Erdbeben- und Vulkanzonen der Erde wider. Die Platten bewegen sich relativ zueinander, an den Plattenrändern treten verstärkt Erdbeben und Vulkanismus auf. Wie ist dies zu erklären?

Die verschiedenen Arten von Plattenrändern

(a) An konservativen Plattengrenzen bewegen sich zwei Plattenränder aneinander vorbei. Es wird weder Lithosphäre gebildet, noch abgebaut. Es treten aber häufig Erdbeben auf durch Verhaken und Lösen der Platten voneinander. Man bezeichnet dieses Phänomen als Transformstörung.

(b) An konstruktiven Plattengrenzen entfernen sich zwei Platten voneinander. Man spricht daher auch von divergierenden Platten. An der Nahtstelle steigt ständig Magma auf, es wird dadurch fortwährend Lithosphäre gebildet.

© An konvergierenden Plattengrenzen bewegen sich zwei Platten aufeinander zu.

Handelt es sich um ozeanische Kruste, die auf kontinentale stößt, dann wird die schwerere ozeanische Kruste unter die leichtere kontinentale geschoben. Im Bereich der Versenkung bildet sich ein Tiefseeegraben. Der Kontinentalrand und die auf dem Meeresboden abgelagerten Sedimente werden zu einem Faltengebirge aufgestaucht. Durch die zunehmende Temperatur in der Tiefe schmilzt die abgetauchte Platte auf. Ein Teil der Gesteinsschmelze kann aufsteigen.

Planet-Schule, Schulfernsehen

Zeitzeugen befragt

Leider habe ich erst jetzt mitbekommen, dass Sie Berichte über Allensteiner Bürger gesammelt haben. Ich schicke trotzdem noch meinen Bericht hinterher. Vielleicht können Sie ihn noch verwenden.

Mein Großvater Paul Saßnick wurde 1907 von Königsberg nach Allenstein versetzt. Er war Angestellter der Bank der Ostpreußischen Landschaft und bekam den Auftrag, in Allenstein eine Filiale einzurichten.

Mein Vater wurde 1908 in Allenstein in eine kleine Privatschule eingeschult. Über seine Schulerfahrung hat er ein Gedicht geschrieben.

Während der Großvater sich um ostpreußische Gutshäuser und Kunden kümmerte, führte meine Großmutter wohl ein sehr geselliges Leben in Allenstein. Die Großeltern hatten die Wohnung über der Bank mit 10 Zimmern. Sie erzählte mir einmal, dass sie ein Buch darüber führte, wen sie wann eingeladen hatte und mit wem sie die Gäste zusammensetzte.

Und dann erzählte sie, dass sie einmal ein Kostümfest organisiert hat. Zu diesem Fest ließ sie sich zur Dekoration der fast leeren Räume Kulissen von einem Theater aus Berlin schicken!!! Ich konnte mir das kaum vorstellen – aber die Welt ist ja ein Dorf! Als ich mit einem Kollegen – Eberhard Gerth – einmal ins Gespräch kam, erzählte er mir, dass er in Allenstein geboren ist. – Also auch ein Ostpreuße. – Ach, Allenstein, da ist mein Vater groß geworden. – Großvater Paul Saßnick war dort Bankdirektor. – Er stutzte – den Namen Saßnick habe ich schon mal gehört. Meine Mutter hat doch in der Bank gearbeitet. Er erkundigte sich bei seiner Mutter und kam strahlend ins Büro und erzählte mir, dass seine Mutter in der Bank gearbeitet hat. Sein Vater war beim Röhms-Putsch umgekommen oder?? – und der Bankdirektor wollte der jungen Frau helfen. Er stellte sie bei der Bank ein und – da der kleine Eberhard oft keine Betreuung hatte, wurde er oben in der Wohnung bei Frau Saßnick abgegeben. Nun erinnerte er sich auch noch daran, dass er auf dem Schoß von Großmutter Saßnick gesessen hat, die ihm Märchen vorgelesen hat. Und bei ihrem nächsten Besuch in Hannover kam Mutter Gerth natürlich auch zu meinen Großeltern. Man erinnerte sich gemeinsam an das Kostümfest, zu dem sie auch eingeladen war. Frau Gerth hat bei diesem Fest auf einem Dekorationsbaum gesessen und gedelt.

*Roswitha Kulikowski, geb. Saßnick
Hemmingen*

Erinnerungen an mein erstes Schuljahr – Allenstein 1909

Ich bin noch nicht ganz sechs Jahre gewesen,
da plagte man mich schon mit Schreiben und Lesen.
Ich galt ja bis dahin als kluges Kind,
was einzige Kinder wohl meistens so sind.

Doch was an Enttäuschung die Schule gebracht,
das sei heute hier lieber nicht vorgebracht.
Es ging meist nach unten und selten nach oben,
die Schulzeit war wirklich nur wenig zu loben.

Die Klippschule führten zwei ältliche Damen,
eine hieß „Tante Ida“ – glaub ich, mit Namen.
Man wurde täglich von neuem gesetzt,
wer fleißig als Erster, wer faul war – zuletzt.
Wer drei Tage Erster bekam eine Maus
von Schokolade und bracht' sie nach Haus.

Das waren die ersten Trophäen im Leben,
auch später hat's die meist nur selten gegeben.
Mein seelischer Zustand war bestens – zum Glück,
ging singend zur Schule, kam singend auch zurück;
dem prüfenden Blick der Mama hielt ich stand,
weil ich das höchst unwichtig fand.

Doch einmal, da hat sie mich abgefangen,
um bindende Antwort von mir zu erlangen.
So musst ich tatsächlich heut' Farbe bekennen
und meinen Stand in dem Rennen ihr nennen:
Man hätt auf den vorletzten Platz mich gesetzt!
„Und wer war noch schlechter – wer saß zuletzt?“
Ich hab' mein Gewissen mir gar nicht gequält
und antwortete wahrheitsentsprechend:
– „Der fehlt!“ –

*Aus „Ostpreußisches ABC“
von Siegfried Saßnick*

Wir gratulieren

zur Gnadenhochzeit

Hans Brogatzki und Hedwig Brogatzki, geb. Pistolla, wohnhaft 82110 Germering, Alfons Baumannstr. 9 B, zu ihrem 70. Hochzeitstag am 04.12.2013.

zum Geburtstag

- 100 Jahre** Hildegard Harke, früher Allenstein, jetzt 52525 Heinsberg, Rheinertstr. 16, am 05.05.2014
- 97 Jahre** Gertrud Erdmann, geb. Klement, früher Liebstädter Str. 43, jetzt 53937 Schleiden-Gemünd, Bruchstr. 18, am 06.12.2013, angezeigt von Nichte Gisela Wagner, geb. Weichbrodt
- 91 Jahre** Hedwig Brogatzki, geb. Pistolla, früher Str. d. SA 28, jetzt 82110 Germering, Alfons Baumannstr. 9 B, am 19.02.2014
- Irmgard Lenz, geb. Poetsch, früher Joachimstr., jetzt 30453 Hannover, Hans-Paulmann-Str. 22, am 15.12.2013
- Dr. Anneliese Kissing, geb. Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 42107 Wuppertal, Unterstr. 15, am 26.05.2014
- 90 Jahre** Volkmar Roensch, früher Roonstr. 14 a, jetzt 34253 Lohfelden, Am Hammelberg 6, am 31.03.2014
- Dr. Brigitte Marquard-Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 40470 Düsseldorf, Artusstr. 21, am 04.09.2014
- 88 Jahre** Gertrud Hall, geb. Rügert, früher Kämmereigasse 5, jetzt 54 Belmont Avenue, Manchester M34 3QB England, am 03.01.2014
- 87 Jahre** Eva-Maria Schirmacher (Schwester Stephania), jetzt 85579 Neubiberg, Hohenbrunner Str. 12, am 12.07.2014
- Maria Magdalena Reiber, geb. Merten, früher Finkenstr. 27, jetzt 12105 Berlin, Suttnerstr. 19, am 04.10.2014
- Irmgard Schulze-Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 14089 Berlin, An der Bastion 24, am 25.06.2014
- 85 Jahre** Vera Komaiszko, geb. Schirmacher, jetzt 10-059 Olsztyn, ul. Polna 12m, am 16.06.2014
- Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64287 Darmstadt, Dieburger Str. 214, am 06.08.2014

- 84 Jahre** Renate Knoop, geb. Klement, früher Liebstädter Str. 43, jetzt 25821 Breklum, Petersburger Weg 8, am 27.01.2014, angezeigt von Nichte Gisela Wagner, geb. Weichbrodt
- Eva Vollbrecht, geb. Czezcka, früher Lötzener Str. 22, jetzt 95100 Selb, Plößberger Weg 36, am 14.09.2014, angezeigt von den Kindern
- 83 Jahre** Ursula Bertram, geb. Godomski, früher Straße der SA 24, jetzt 55606 Kirn, Königsberger Str. 58, am 20.01.2014, angezeigt von Ehemann Julius Bertram
- 82 Jahre** Martin Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 31535 Neustadt a. Rbge., Ahnser Weg 21, am 18.10.2014
- Edeltraut Förster, geb. Richter, früher Kaserne König Friedrich der Große, jetzt 01558 Großenhain, Priestewitzer Str. 7, am 18.05.2014
- 81 Jahre** Antonius Zentek, früher Allenstein, Straße der SA 19, jetzt 19348 Perleburg, Pritzwalker Str. 69, am 21.08.2014
- 80 Jahre** Edgar Jelenowski, früher Allenstein, Sensburger Str. 24, jetzt 41517 Grevenbroich, Äuelsbergstr. 20, am 23.09.2014, angezeigt von Georg Jelenowski, 41517 Grevenbroich
- Joachim Zerlin, früher Str. d. SA 26, jetzt 82194 Gröbenzell, Grassfingerstr. 55, am 12.04.2014
- Christel Wahl, geb. Kroll, früher Ringstr. 10, jetzt 18106 Rostock, Nordahl-Grieg-Str. 7, am 01.08.2014
- Ursula Marx, früher Bahnhofstr. 27, jetzt 50676 Köln, Kasinostr. 7, am 31.10.2014
- Irmgard Zapolski, geb. Peters, früher AH-Allee 14a, jetzt 59494 Soest, Ruhrstr. 21, am 20.02.2014
- Renate Müller, früher Kaiserstr., jetzt 50825 Köln, Bartholomäus-Schink-Str. 64, Kardinal-Frings-Haus, am 03.01.2014
- Christa von Schele, geb. Sandner, früher Horst-Wessel-Str. 6 (am Langsee), jetzt 26180 Rastede, Wilhelm-Behrens-Str. 12, am 18.12.2014
- 77 Jahre** Doris Binek, geb. Richter, früher Kaserne König Friedrich der Große, jetzt 12109 Berlin, Westphalweg 23, am 25.04.2014
- 75 Jahre** Karl Heinrich Müller, früher Kaiserstr., jetzt 51065 Köln, Rhodiusstr. 23-25, am 27.11.2014
- 73 Jahre** Monika Dannenberg, geb. Müller, früher Bahnhofstr., jetzt 93053 Regensburg, Hildegard-von-Bingen-Str. 4, am 09.01.2014

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

Unser Ehrenmitglied Dr. Ernst Jahnke verstorben



Am 28.02.2014 ist Dr. jur. Ernst Jahnke im Alter von 94 Jahren von uns gegangen. Obwohl in Elbing geboren, hing sein Herz an Allenstein, wo er aufwuchs, die Kopernikus-Oberrealschule besuchte und seinen sportlichen Neigungen nachging. Der Besuch der olympischen Spiele in Berlin im Jahre 1936 war ein Erlebnis, von dem er immer wieder gerne erzählte.

Dem Abitur folgten Arbeits- und Wehrdienst. Noch während des Krieges konnte er mit dem Jura-Studium beginnen, wurde aber gegen Ende erneut eingezogen und schwer verwundet.

Nach Abschluss seines Studiums war er Richter in Waren an der Müritz, verließ später die DDR und fand in Bremen ein neues Zuhause.

Hier führte er seine Studien in Staats- und Kirchenrecht fort, promovierte und war als Amts- und Strafrichter tätig.

Nach seiner Pensionierung 1984 fand er auch Zeit für die Stadtgemeinschaft Allenstein. Regelmäßig schrieb er Berichte für den Allensteiner Heimatbrief und das Ostpreußenblatt. Die Liebe zu seiner Heimatstadt brachte er mit seinen „Allensteiner Gedichtchen“ zum Ausdruck, einem heiter-besinnlichen Spaziergang durch die Stadt seiner Jugend, die heute als Olsztyn Verwaltungssitz der polnischen Woiwodschaft Ermland und Masuren ist.

Für sein Engagement in der Stadtgemeinschaft wurde er mit der „Goldenen Ehrennadel“ ausgezeichnet und zum Ehrenmitglied der Stadtgemeinschaft ernannt, was im „Goldenen Buch“ der Stadt Allenstein von 1910 festgehalten ist:

Dr. jur. Ernst Jahnke

hat als Chronist der Stadtgemeinschaft Allenstein durch seine Berichte und Erzählungen das Leben der Stadtgemeinschaft bereichert und mit seinen „Allensteiner Gedichtchen“ unserer Heimatstadt ein bleibendes Denkmal gesetzt.

In Würdigung seiner Verdienste wird er zum Ehrenmitglied der Stadtgemeinschaft ernannt.

Gelsenkirchen, am 14. September 2007

Die Stadtversammlung

Wir verabschieden uns von Dr. Ernst Jahnke mit den Worten, die auch auf seiner Kranzschleife zu lesen waren: *In Dankbarkeit – Deine Allensteiner.*

- | | |
|--------------------------|--|
| Ehrentrud Langkau | geb. 06.04.1924 in Allenstein, verst. 24.09.2013, früher Herrenstr. 17, zuletzt wohnhaft in 78464 Konstanz, Sonnenbühlstr. 12, angezeigt von Ernst Langkau, 41540 Dormagen, Von-Lauff-Str. 4 |
| Dorothea Edel | geb. Langkau am 16.04.1926 in Allenstein, früher Herrenstr. 17, verst. 16.11.2013 in Konstanz, angezeigt von Ernst Langkau, 41540 Dormagen |
| Leo Guski | geb. 29.11.1922 in Münsterberg, lebte dann in Allenstein, verst. 19.02.2014, zuletzt wohnhaft in 53121 Bonn, Carl-Justi-Str. 14, angezeigt von Tochter Bea Kondritz, 53347 Alfter-Gielsdorf, Kirchgasse 27 |
| Klaus Müller | geb. 04.02.1931, verst. 07.12.2013, angezeigt von seiner Ehefrau Sigard Müller, geb. Roensch, 37154 Northeim, Markt 16 |
| Georg Fabeck | geb. 27.03.1927, verst. 03.06.2013, früher Straße der SA 89, zuletzt wohnhaft in 33378 Rheda-Wiedenbrück, A sternweg 2, angezeigt vom Sohn Lothar Fabeck, 32545 Bad Oeynhausen, Hindenburgstr. 28 |

- Ernst Sbkowski** geb. 03.01.1930, verst. 23.01.2014, früher Grünberger Weg 16, zuletzt wohnhaft in 44532 Lünen Wethmar, Wittkamp 19, angezeigt vom Bruder Alfons Sbkowski, 44532 Lünen
- Helene Wagner** geb. Kantel am 27.08.1915, verst. 24.03. 2014, zuletzt wohnhaft in 14193 Berlin, Delbrückstr. 4a, Seniorenzentrum Herthasee
- Dr. Hans-Wilhelm Wittmeier** geb. 07.06.1926 in Allenstein, verst. 19.02.2014, zuletzt wohnhaft in 51503 Rösrath, Krähenhüttenweg 10, angezeigt von Alfons Neumann, 40472 Düsseldorf
- Heinz Barczewski** geb. 24.12.1928 in Allenstein, verst. 05.11.2013, zuletzt wohnhaft in 25899 Niebüll, Alwin-Lensch-Str. 62
- Alfons Waschki** geb. 13.10.1929 in Allenstein, verst. 08.02.2012, zuletzt wohnhaft in 19057 Schwerin, Grevesmühlener Str. 25
- Johannes Liedmann** geb. 24.08.1927 in Allenstein, verst. 23.11.2013, zuletzt wohnhaft in 19069 Kirch-Stück, Barnerstücker Str. 5
- Hans-Joachim Preuß** geb. 16.02.1934, verst. 19.11.2013, zuletzt wohnhaft in 40231 Düsseldorf, Veehstr. 10, angezeigt von Sohn Uwe Preuß
- P. Paul Chlosta** geb. 18.07.1922 in Allenstein, verst. 03.06.2013, zuletzt wohnhaft in 66606 St. Wendel, Missionshausstr. 50, Steyler Missionare
- Rita Walter** geb. Dorowski am 28.12.1923, verst. 22.12.2013, Traueranschrift: Isabell Schwarz, 33098 Paderborn, Stephanusstr. 62 und Dr. Barbara Lübcke, 23617 Stockelsdorf, Marientalstr. 5b
- Valeria Bohnstorff** geb. Prass in Allenstein am 30.10.1919, verst. 20.09.2012, früher Bärenbruch 8a, zuletzt wohnhaft in 21077 Hamburg, Koboldweg 3 E, angezeigt vom Sohn Michael Bohnstorff, 21077 Hamburg
- Wenzel Siepen** geb. 09.05.1924 in Allenstein, verst. 16.04.2014, zuletzt wohnhaft in 45964 Gladbeck, August-Wessendorf-Weg 7
- Günter Grunenberg** geb. 16.04.1934 in Allenstein, verst. 18.04.2014, früher Hohensteiner Str. 55, zuletzt wohnhaft in 26316 Varel St. Marienstift, Senioren Residenz, Menckestr. 4, angezeigt von seiner Schwester Ingeborg Lovis, geb. Grunenberg, 65812 Bad Soden/Taunus
- Theodor Jagoda** geb. 15.06.1928, verst. 17.08.2013, Allenstein, Ul. Wilgi 1

Programm 59. Jahrestreffen

vom 10. - 12. Oktober 2014 in Gelsenkirchen / Schloss Horst*

FREITAG,
10. OKTOBER 2014

15.00 Uhr Hotel ibis
Stadtversammlung

19.00 Restaurant Dubrovnik
Zwangloses Beisammensein

SAMSTAG,
11. OKTOBER 2014

10.45 Uhr Propsteikirche
Ökumenische Gedenkandacht

11.00 bis 12.30 Uhr Heimatmuseum
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.30 Uhr Schloss Horst
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßungsansprachen
Vorsitzende der Stadtgemeinschaft
und der Kreisgemeinschaft

Ansprachen
Vertreter der Stadt Gelsenkirchen
und der Stadt Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr
Tanz und Unterhaltung
mit Andreas Kokosch

24.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

SONNTAG,
12. OKTOBER 2014

10.00 Uhr Propsteikirche
Katholischer Gottesdienst

10.00 Uhr Altstadtkirche
Evangelischer Gottesdienst

*Schloss Horst, Turfstr. 21, 45899 Gelsenkirchen

Ostheim in Bad Pyrmont

Seniorenfreizeiten

Freizeiten im Ostheim, das sind abwechslungsreiche und erholsame Urlaubstage in Bad Pyrmont. Die Angebote reichen vom morgendlichen Singen, der Seniorengymnastik, Dia- und Videoabenden, Lesungen aus Werken ostpreußischer Dichter und Schriftsteller, Spaziergängen, Museumsbesuchen und einem Halbtagesausflug bis zur heimatischen Speisekarte am Mittag und Abend. Der unlängst als „Schönster Kurpark Deutschlands“ ausgezeichnete Kurpark lädt zu Kurkonzerten, einem Bummel durch den größten Palmengarten nördlich der Alpen oder zum Ausprobieren des Wassertretbeckens und des Barfußpfades ein. In der Hufeland-Therme können Sie die Meersalzgrotte genießen, in unterschiedlichen Saunen schwitzen oder das Wasser in verschiedenen Formen auf den Körper wirken lassen. Bad Pyrmont selbst lädt mit seinen Sehenswürdigkeiten, Einkaufsmöglichkeiten, Cafés und Kulturangeboten zum Bummeln und Genießen ein. Am letzten Abend feiern wir nach ostpreußischer Art Abschied, zu dem jeder nach seinen Möglichkeiten besinnliche und lustige Beiträge beisteuern kann. Sie sind in einer Gemeinschaft mit ostpreußischen und ostdeutschen Landsleuten, wie in einer großen Familie.

Sommerfreizeit

Montag, 30. Juni bis Montag, 14. Juli 2014, 14 Tage

DZ p. P. 567,00 Euro, EZ 658,00 Euro

Herbstliche Ostpreußentage

Montag, 22. September bis Donnerstag, 2. Oktober 2014, 10 Tage

DZ p. P. 413,00 Euro, EZ 478,00 Euro

Weihnachtsfreizeit

Donnerstag, 19. Dezember 2014 bis Donnerstag, 2. Januar 2015, 14 Tage

DZ p. P. 588,00 Euro, EZ 679,00 Euro

Die genannten Preise umfassen Vollpension und die Gästebetreuung. Die Freizeiten können jeweils nur für den gesamten Zeitraum gebucht werden. Die Kurtaxe wird vom Staatsbad separat erhoben.

Anmeldungen richten Sie, bitte nur schriftlich, an:

Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte

Parkstr. 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon: 05281 – 9361-0, Fax: 9361-11

www.ostheim-pyrmont.de – info@ostheim-pyrmont.de

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Dauerausstellungen

Landschaften	Kurische Nehrung, Masuren, Oberland, Rominter Heide, Elchwald
Jagd- und Forstgeschichte	Besondere Tierarten, Trophäen, Jagdwaffen
Geschichte	Landesgeschichte von den Prußen bis 1945
Ländliche Wirtschaft	Ackerbau, Tierzucht, Fischerei
Geistesgeschichte	Wissenschaft, Bildung, Literatur
Bernstein	Entstehung, Gewinnung, Bedeutung
Kunsth Handwerk	Bernstein, Silber, Keramik, Zinn
Bildende Kunst	Kunstakademie Königsberg, Künstlerkolonie Nidden, Lovis Corinth

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

10.05. – 31.08.2014	Arno Surminski Ausstellung zum 80. Geburtstag
31.10. – 02.11.2014	Museumsmarkt (Vorbehaltlich der Baumaßnahme) Tradition und Moderne

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum

Ritterstraße 10, 21336 Lüneburg, Öffnungszeiten: Di – So 10 – 17 Uhr

Tel.: 04131 – 75 99 50, Fax: 75 99 511

www.ostpreussisches-landesmuseum.de info@ol-ig.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

14.12.13 - 20.07.14	Ostpreußen – Briefmarkenmotiv in aller Welt
01.08.14 - 22.02.15	August 14 – Der 1. Weltkrieg in Ostpreußen
22./23.11.2014	18. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

Januar - Juni 2014	Der Deutsche Orden in Franken und im Preußenland
Juli - Dezember 2014	Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Deutschland und Europa - Gemälde von Reinhard Bergmann

Ausstellungen in Ost- und Westpreußen

Stuhm, Schloß	Geschichte der Stadt Stuhm
Saalfeld, Stadtverwaltung	Geschichte der Stadt Saalfeld
Pr. Holland, Schloß	Geschichte der Stadt Pr. Holland
Lyck, Wasserturm	Lyck – die Hauptstadt Masurens
Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus	Geschichte der Stadt Rosenberg
Lötzen, Festung Boyen	Lötzen – die Perle Masurens
Goldap, Haus der Heimat	Goldap – Tor zur Rominter Heide
Johannisburg, Städt. Kulturhaus	Geschichte der Stadt Johannisburg
Rastenburg, I. Liceum	Rastenburg in der Vergangenheit

Ganzjährig Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im
Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Änderungen vorbehalten.

Öffnungszeiten: April bis September Di – So 10 – 12 und 13 – 17 Uhr
Oktober bis März Di – So 10 – 12 und 14 – 16 Uhr

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

Tel.: 09141 – 86 44 0, Fax: 86 44 14

www.kulturzentrum-ostpreussen.de, info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum 31. März bzw. 31. Oktober per Post an die Geschäftsstelle oder an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Geburtstage ab 70 Jahre

Für die Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage bis Ende März und die im 1. Kalenderhalbjahr des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober einsenden.

Familienanzeigen, Änderungen der Anschrift, Bestellung AHB

Bitte verwenden Sie für alle Anzeigen den eingefügten Vordruck. Um Fehler zu vermeiden, schreiben Sie bitte möglichst deutlich und übersichtlich.

Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Konto Nr. 501 025 900 Volksbank Ruhr Mitte, BLZ 422 600 01

Vordruck für Anzeigen

Geburtstag

Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage bis Ende März und die im 1. Kalenderhalbjahr des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober einsenden.

Alter	
Vorname Name Geburtsname	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Datum des Geburstags	

Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Angezeigt von	

Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

Bestellung des Heimatbriefs

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

Bitte heraustrennen, ausfüllen und im Umschlag einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

Rafał Bętkowski

Allenstein

wie man es
nicht kennt



PUBLIKATIONEN DES KULTURZENTRUMS OSTPREUSSEN

NEUERSCHEINUNG



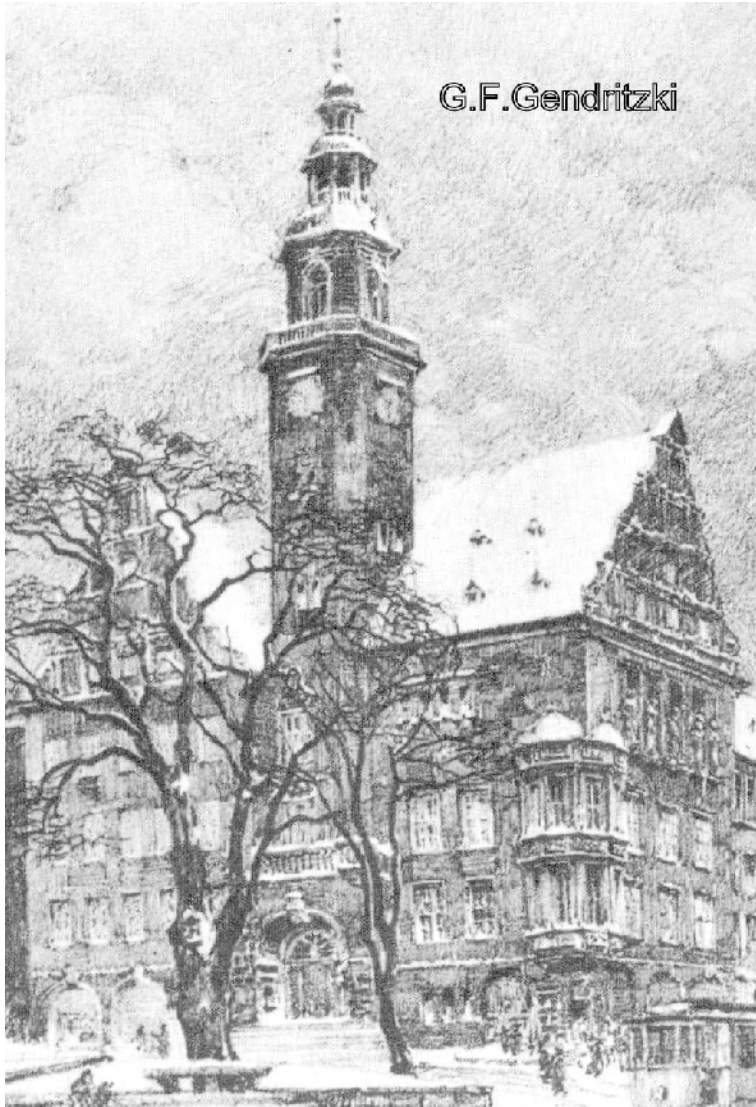
»Allenstein – Stadt unserer Jugend«
inkl. 2 CDs, Format DIN A4, 48 Seiten
Preis 9,00 €, zuzüglich Porto u. Verpackung

Im Spätherbst 2013 erscheint eine völlig neuartige Publikation zur Alltagsgeschichte der Stadt Allenstein. Unter dem Titel »Allenstein – Stadt unserer Jugend« lädt die Broschüre zu einem Rundgang zu wichtigen Orten der ermländischen Metropole ein. Sie wird durch zwei beigefügte Audio CDs ergänzt und erhält somit ihre besondere Bedeutung. Junge Menschen von damals wurden zu ausgewählten Allensteiner Örtlichkeiten, wie Bahnhof oder Theater, befragt und schildern außerdem weitere Episoden aus ihrer Lebenswelt (Schule, Freizeit etc.). Berichte zu 18 Themen befinden sich auf den beiden CDs.

In der Broschüre liefern kurze, erläuternde Texte die notwendigen Informationen über die in den Interviews geschilderten Orte. Abbildungen aller Art sorgen für eine hohe Anschaulichkeit. Initiatorin des Projektes ist Gabriela Czarkowska-Kusajda, die Germanistik studiert hat, beim Rundfunk tätig war und jetzt als Mitarbeiterin des Wojewoden in Allenstein arbeitet. Sie hat die Interviews durchgeführt (Themenauswahl, Aufnahme, Schnitt, Bearbeitung). Die Zusammenstellung der Fotos und des Dokumentationsmaterials sowie die Gestaltung der Broschüre wurden von Mitarbeitern des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen / Bay. und seinem Direktor Wolfgang Freyberg übernommen. Ein solches Projekt ist für das Ermland und Masuren bisher noch nicht realisiert worden und soll die gegenseitige Zusammenarbeit stärken. Die Stadtgemeinschaft Allenstein hat das anspruchsvolle Vorhaben auf vielfältige Art und Weise tatkräftig unterstützt.

Zu bestellen bei: **Kulturzentrum Ostpreußen**
Postfach 17, 91791 Ellingen

Tel.: 09141 / 86 44-0, Fax: / 86 44-14
info@kulturzentrum-ostpreussen.de



Allenstein in Ostpreußen, 21. Januar 1945

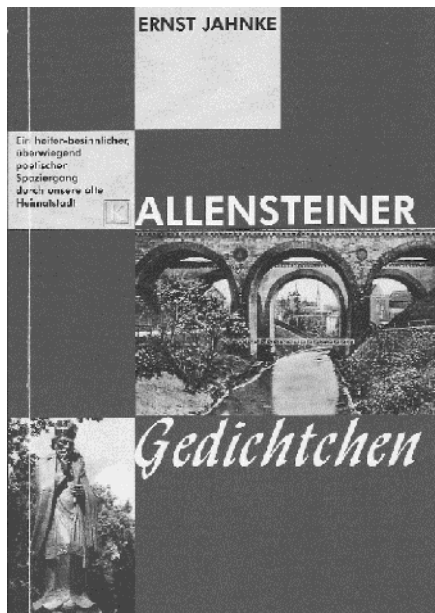
„Als die Leberblümchen weinten“

Dieses Buch erinnert daran, was Kinder, Jungen und Mädchen ertragen mussten, als die Rote Armee unsere Heimatstadt in Besitz nahm.



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch eine Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel und einen Stadtplan ergänzt. Eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte rundet das Bild ab.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Sie sind auch im Doppelpack erhältlich.



Ein poetischer Spaziergang durch Allenstein, der in kurzen Texten und humorvollen Versen – mit spürbarer Zuneigung und manchmal auch mit einem Augenzwinkern - Sehenswürdigkeiten und Begebenheiten aus unserer Heimatstadt beschreibt.

Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. (02225) 700 418

Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. (02153) 5135

Hanna Bleck, Lüdinghauser Straße 69, 48249 Dülmen, Tel. (02594) 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. (02156) 8519

Geschäftsstelle

Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon (0209) 29 131, Fax (0209) 40 84 891

E-Mail: StadtAllenstein@t-online.de

Die Geschäftsstelle ist am Dienstag (Gretel Bohle bzw. Christel Becker) von 10.00 bis 12.00 Uhr telefonisch zu erreichen.

Heimtmuseum „Der Treudank“

Besuch nach Vereinbarung.

Spenden für den AHB

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79422600010501025900, BIC GENODEM1GBU

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten.

Auflage

2.500 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

Bestellen Sie jetzt:

Abo für 1 Jahr (120€ inklusive Versand im Inland).

Eine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!

Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe

(endet automatisch).

Preußische Allgemeine Zeitung

Buchtstr. 4 22087 Hamburg

Tel: 040 414008-42

E-Mail: vertrieb@preussische-allgemeine.de

Gleich unter 040-41 40 08 42
oder per Fax 040-41 40 08 51 anfordern!

Unsere Prämie
für ein Jahres-Abo!

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt

Preußische Allgemeine Zeitung.
Die Wochenzeitung für Deutschland.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348 – 1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, auf CD	5,00
Berichte über die Luisenschule	1,00
Stadtplan von Allenstein, schwarz-weiß	1,00
Aufkleber, Allensteiner Stadtwappen	1,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Alensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	10,00
Alenstein in Ostpreußen, 21. Januar 1945, hrsg. von G.F. Gendritzki	20,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Alenstein wie man es nicht kennt von Rafal Betkowski	25,00
Die vier Jahreszeiten in Ermland und Masuren von M. Wieliczko	7,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Die Prußen - Die alten Bewohner Ostpreußens	3,00
Ostpreußen – Was ist das?	1,00

Als Vierfarbendruck

Stadtplan von 1940	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	5,00
Vier Aquarelle Allensteiner Motive, Reproduktionen DIN A3, pro St.	1,50
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, Maßstab 1:250.000, zweisprachig polnisch/deutsch	8,00
Farbiger Stadtplan des alten Allenstein von 1913 (50 x 75 cm)	9,00
Kleiner Stadtführer von Allenstein	3,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Ihre schriftliche Bestellung senden Sie bitte an StadtAlenstein@t-online.de oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen



